Barnum's Leben.

Von ihm selbst geschildert.

Deutsch

von

W. E. Drugulin.

Dritter Band.

Leipzig, 1855.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Erstes Kapitel.

Das amerikanische Museum.

Neue Unternehmungen. — Der Fuß der Leiter. — Feste Entschlüsse. — Das amerikanische Museum. — Ein gewagter Versuch. — Die Zusammenkunft. — Vorschläge. — Noch einmal die Epheu-Insel. — Ein Fehlschlag. — Taktik. — Die Schüsse treffen. — Vereitelte List. — Der Sieg. — Alles oder Nichts. — Verbesserungen des Museums. — Humbug und Wirklichkeit. — Der Niagara im Museum. — Besteuerung eines Wasserfalles. — Der Wasserfall in voller Thätigkeit. — Wie mich ein Redacteur anführt. — Capitain Cook's-Keule. — Gefährdete Lorbeeren. — Wiedervergeltung. — Die Fidschie-Seejungfer. — Ein Räthsel für Naturforscher. — Professor Griffin. — Mittel und Wege. — Sinnreiche Arbeit. — Vorbereitungen. — Siebold's Erklärung. — Große Ankündigung. — Der alte Holländer. — Die rauchende Seejungfer. — Der Professor in tausend Aengsten. — Die Flagge wird gestrichen. — Unterschied in den Einnahmen. — Einträgliche Opposition. — General Tom Thumb. — Offnes Geständniß.

Am 26. April 1841 besuchte ich Robert Sears, den Verleger von „Sears' malerischen Illustrationen der

Bibel," und kaufte fünfhundert Exemplare des Werkes für fünfhundert Dollars, übernahm die Agentur für die Vereinigten Staaten, und eröffnete am 10. Mai einen Laden an der Ecke von Beckman- und Nassau-Street, der später von Mr. Redfield als Buchladen benutzt wurde, und auf dessen Stelle jetzt die Nassau-Bank steht. Auf diese Art hatte ich einen neuen Versuch gemacht, das Leben eines Schaustellers für immer zu verlassen und mich in einem achtbaren Berufe festzusetzen. Ich ließ eine Menge Anzeigen in die Zeitungen rücken, ernannte Agenten und Unteragenten und es gelang mir im Verlauf von sechs Monaten Tausende von Büchern zu verkaufen und zu gleicher Zeit den Händen unzuverlässiger Agenten eine hinlängliche Menge anzuvertrauen, um meinen ganzen Verdienst und mein ganzes Capital verschwinden zu sehen.

Während dieser Zeit miethete ich wieder den Vauxhall-Salon und eröffnete ihn am 14. Juni 1841. Ich glaubte, daß es meine Würde als „Bibelmann" beeinträchtigen könne, wenn man erführe, daß ich ein Theater gemiethet hatte, das Unternehmen wurde daher nach meinen Anweisungen von Mr. John Hallett, meinem Schwager geführt. Wir schlossen die Saison am 25. September, nachdem wir ungefähr zweihundert Dollars über die Kosten eingenommen hatten.

Das Leben in New-York ohne Beschäftigung und mit einer Familie, die ich erhalten mußte, erschöpfte meine Mittel in sehr kurzer Zeit und ich

wurde ungefähr so arm, wie ich niemals zu sein wünschen würde. Ich sah mich vergebens nach einer meinen Neigungen entsprechenden Beschäftigung um, die dazu dienen könnte, meinen Kopf über Wasser zu erhalten. Endlich erhielt ich einen Posten am Bowery-Amphitheater, um Anzeigen und Zeitungsartikel zu schreiben, wobei meine Pflicht tägliche Besuche in den oberen Stockwerken vieler Zeitungs-Bureaux in sich schloß, wo ich das von mir Angefertigte abzuliefern und dafür zu sorgen hatte, daß es eingerückt würde. Dafür erhielt ich wöchentlich vier Dollars! und war selbst für diese dankbar.

Außerdem schrieb ich noch Artikel für die Sonntagsblätter, um im Stande zu sein, zu Hause „den Topf im Kochen zu erhalten."

Diese Arbeiten warfen guten Lohn ab, aber es war im besten Falle doch nur ein unzuverlässiger Lebensunterhalt und ich begann ernstlich einzusehen, daß ich mich am Fuße der Leiter befand und daß ich zu einem Alter gelangt sei, wo es nothwendig wäre, eine große Anstrengung zu machen, um mich über den Mangel zu erheben und ernstlich daran zu denken, Etwas für „einen Regentag" anzusammeln. Bis jetzt war ich in dieser Hinsicht unbesorgt gewesen. Ich hatte mich mit vielen Unternehmungen befaßt und mich wenig um das Resultat gekümmert, wenn ich nur das tägliche Brod für meine Familie dabei verdiente.

Ich sah jetzt ein, daß es Zeit sei, für die Zukunft zu sorgen.

Um diese Zeit erhielt ich einen Brief von meinem geehrten Freunde dem ehrwürdigen Thomas T. Whittlesey in Danbury. Er war seit Langem im Besitz einer Hypothek von fünfhundert Dollars auf ein mir in dieser Stadt zugehörendes Grundstück. Er schrieb mir, um mir mitzutheilen, daß er überzeugt sei, ich würde nicht eher zu Etwas kommen, als bis ich „ein wasserhaltendes Sieb" erfände, und da dies nicht sehr wahrscheinlich sei, so könne ich ihn ebenso gut jetzt als später bezahlen. Dieser Brief bestärkte mich in den Entschlüssen, die ich gefaßt hatte; ich legte ihn unbeantwortet bei Seite und sagte zu mir selbst: „Nun, Mr. B., keinen Unsinn weiter, kein Leben aus der Hand in den Mund mehr, sondern concentrire gefälligst von diesem Augenblicke an Deine Kräfte auf eine dauernde Fürsorge für die Zukunft."

Während ich als Supernumerär-Schreiber des Bowery-Amphitheaters beschäftigt war, erfuhr ich zufällig, daß die Sammlung von Merkwürdigkeiten, welche Scudders amerikanisches Museum an der Ecke von Broadway und Annstreet bildete, zu verkaufen sei. Sie gehörte den Töchtern Mr. Scudder's und wurde unter der Aufsicht des Administrators J. Heath zu ihren Besten von John Furzman verwaltet. Der für die ganze Sammlung geforderte Preis betrug fünfzehntausend Dollars. Sie hatte ihrem Begrün-

der, Mr. Scudder, wahrscheinlich funfzigtausend Dollars gekostet und er hatte seinen Kindern aus dem Gewinne des Unternehmens ein großes Vermögen hinterlassen können. Das Museum hatte seit mehreren Jahren nur Verluste gebracht und die Erben wollten es gern verkaufen.

Unter den vorliegenden Umständen wird man es nicht überraschend finden, daß mein Specnlationsgeist sich wegen eines dauernden Erwerbes auf diese Gelegenheit warf. Meine letzten Unternehmungen waren freilich nicht lohnend gewesen und um meine Cassa stand es schlecht, aber meine Familie befand sich nicht wohl, ich sehnte mich darnach, die Freuden einer Heimath zu genießen — und besuchte deshalb das Museum wiederholt als nachdenkender Beschauer. Ich sah, oder glaubte zu sehen, daß nur Energie, Gewandheit und Freigebigkeit erforderlich waren, um ihm Leben zu verleihen und es auf einen einträglichen Standpunkt zu heben, und obschon es von meiner Seite anmaßend erscheinen mochte, an den Kauf eines so werthvollen Besitzthumes zu denken, ohne das Geld zu besitzen, um dies zu thun, so beschloß ich doch fest, den Kauf zu bewerkstelligen, wenn es möglich wäre.

Eines Tages begegnete ich einem Freunde auf der Straße und theilte ihm meine Absicht mit. „Sie wollen das amerikanische Museum kaufen!“ sagte er verwundert, denn er wußte, daß es in meiner Börse Ebbe war. „Womit wollen Sie es kaufen?“

„Mit einer ehernen Stirn," antwortete ich, „denn Silber und Gold besitze ich nicht."

So war es auch.

Ich erfuhr, daß das Gebäude des Museums Mr. Francis W. Olmsted, einem ehemaligen Kaufmann, gehöre, der eine Etage am Park-Place bewohnte. Es war die Frage, wie ich mich diesem großen Manne nähern könne. Ich war mit Niemand bekannt, der ihn kannte und ohne vorgestellt zu sein, zu ihm zu gehen, betrachtete ich als gleichbedeutend mit Hinausgeworfenwerden. Ich schrieb ihm daher einen Brief, worin ich ihn benachrichtigte, daß ich die Sammlung des Museums zu kaufen wünsche, und daß ich, wenn ich auch keine verfügbaren Mittel besäße, überzeugt sei, meine Erfahrung und Gewandheit, im Verein mit der entschiedensten Geschäftsliebe werde mich, wenn sie mit leidlichem Credit zu erkaufen wäre, in den Stand setzen, die Zahlungen zur Verfallzeit zu leisten. Auf diese Grundlage hin, bat ich ihn, die Sammlung in seinem Namen zu kaufen — mir ein schriftliches Versprechen zu geben, welches mir dieselbe sicherte, vorausgesetzt, daß ich die Zahlungen, einschließlich der Miethe für sein Haus pünktlich einhalte — mir zwölf und einen halben Dollars die Woche zum Unterhalt meiner Familie zu gestatten — und wenn ich es dann einmal versäume, die fällige Rate zu zahlen, so wolle ich den Platz räumen und Alles, was bis dahin gezahlt sei, verlieren. „Ja, Mr. Olmsted," fuhr

ich in meinem Eifer fort, „Sie können mich auf jede Weise und so fest es Ihnen beliebt, binden, geben Sie mir die Möglichkeit, die nöthigen Mittel auszugraben oder herauszukratzen, so werde ich es entweder thun, oder alle Arbeit und Mühe, welche ich gehabt haben werde, verlieren."

Ich bemühte mich ferner Mr. Olmsted zu zeigen, daß er durch dieses Mittel sich einen beständigen Abmiether sichere, während das Museum bald geschlossen werden müsse, wenn ich es nicht kaufte. Ich fügte hinzu, daß ich ihm, wenn er die Güte haben wolle, mir eine Unterredung zu gewähren, mit Vergnügen befriedigende Empfehlungen beibringen und mich allen annehmbaren Bedingungen, welche er vorschlagen werde, unterwerfen würde.

Ich trug den Brief selbst in seine Wohnung, übergab ihn seinem Bedienten und erhielt zwei Tage darauf eine Antwort, worin er mir eine Stunde bestimmte, zu welcher ich ihn besuchen solle. Ich fand mich mit dem Glockenschlage ein, und Mr. Olmsted sprach seine Befriedigung über meine Pünktlichkeit aus. Er betrachtete mich scharf und that einige specielle Fragen in Bezug auf meine Gewohnheiten und mein früheres Leben. Ich machte ihn offen mit meinen Erfahrungen als Unternehmer öffentlicher Vergnügungen bekannt — erwähnte den Vauxhall Garten, den Circus und verschiedene Ausstellungen, welche ich im Süden geleitet hatte. Mr. Olmsted's Erscheinung

und Benehmen machten einen günstigen Eindruck auf mich. Er bemühte sich allerdings, streng auszusehen und ein aristokratisches Wesen zu zeigen, aber ich glaubte den guten, offenen, herzlichen, edelmüthigen Menschen in seinen Augen erkennen zu können und eine spätere, genaue Bekanntschaft hat die Richtigkeit meines Urtheils über ihn bewiesen.

„Auf wen können Sie sich berufen?“ fragte er.

„Auf Jedermann aus meinem Geschäftszweige,“ antwortete ich, „von Edmund Simpson, dem Direktor des Park-Theaters, oder William Niblo an, bis zu den Herren Welch, June, Titus, Turner, Angevine, oder andern Circus- oder Menagerie-Eigenthümern; so wie auf Moses, Y. Beach von der New-Yorker Sonne.“

„Können Sie hiervon Jemand veranlassen, mich zu besuchen?“ fuhr er fort.

Ich benachrichtige ihn, daß ich dies könne, und wir kamen überein, daß sie am anderen und ich am nächstfolgenden Tage zu ihm kommen sollten. Mein Freund Niblo fuhr bereitwillig in seinem Wagen hin und hatte eine Unterredung mit Mr. Olmsted, Mr. Beach, und verschiedene der genannten Herren besuchten ihn gleichfalls und am folgenden Morgen machte ich dem Manne, der mein Geschick entscheiden sollte, meine Aufwartung.

„Ihre Empfehlungen gefallen mir nicht, Mr.

Barnum,“ sagte Mr. Olmsted kurz, sobald ich in’s Zimmer trat.

Ich war bestürzt und sagte: „Es thut mir leid, dies zu hören.“

„Sie sprechen Alle zu gut von Ihnen,“ setzte er lachend hinzu, „ja sie reden als ob sie sämmtlich Ihre Associé’s wären und am Gewinne Theil zu nehmen beabsichtigten.“

Diese Nachricht machte mir natürlicher Weise Vergnügen. Mr. Olmsted fragte mich nun, ob ich nicht einen Freund veranlassen könne, Bürgschaft zu geben, daß ich die Zahlungen zur Verfallzeit leisten werde. Ich hielt dies für zweifelhaft.

„Können Sie mir irgend eine Sicherheit stellen, im Fall ich den Kauf für Sie mache?“ war seine noch direktere Antwort.

Ich dachte an verschiedene kleine Stücken Landes, die ich in Connecticut besaß, aber sie waren schwer mit Hypotheken belastet. „Ich habe in Connecticut etwas Land und Gebäude, aber sie sind nicht frei,“ antwortete ich.

„Ja, ja; ich mag nichts von verpfändeten Besitzungen wissen,“ sagte Mr. Olmsted, „ich würde sie wahrscheinlich einlösen müssen.“

Im Verlaufe des Gesprächs kamen wir überein, daß er, wenn er sich entschlösse den Kauf für mich zu machen, das Eigenthumsrecht behalten solle, bis Alles bezahlt sei, und daß er ferner (auf meine Kosten)

einen Billet-Einnehmer und Rechnungsführer ernennen solle, die ihm wöchentlich Bericht erstatteten. Außerdem wurde festgesetzt, daß ich in dem anstoßenden Gebäude ein bisher als Billardzimmer benutztes Lokal mit übernehmen und dafür fünfhundert Dollars jährlich geben müsse, so daß sich die ganze Miethe bei einem zehnjährigen Contrakt auf dreitausend Dollars das Jahr belief. Ich war überzeugt, daß ich in meinen Vorschlägen und Bewilligungen überall coulant gewesen war, und hoffte, daß der reiche Hausbesitzer nun keine weiteren Zugeständnisse verlangen werde. Aber er forderte noch Etwas mehr.

„Nun," sagte er, „wenn Sie nur ein liegendes Besitzthum ohne Hypothek hätten, das Sie als weitere Sicherheit stellen könnten, so glaube ich, ich könnte es wagen, das Geschäft mit Ihnen zu machen."

Dies schien der Wendepunkt meines Schicksals zu sein. „Jetzt oder nie," dachte ich bei mir, und durchlief im Geiste schnell mein geringes Besitzthum, um das gewünschte Stück Landes zu suchen. Die Epheu-Insel kam in der ganzen Schönheit, in welcher sie mir meine jugendliche Einbildungskraft vorgemalt hatte, zu meiner Rettung herbeigetanzt. Ich zauderte einen Augenblick. „Er hat schon reichliche Sicherheit," dachte ich im Geiste, „und ohne ein Stück Landes verliere ich vielleicht das Museum ganz." Ich fand kein großes Unrecht darin und antwortete nach momentanem Zaudern:

„Ich habe in Connecticut fünf Acker Land, die frei von allen Lasten und Schulden sind."

„Wirklich! Was haben Sie dafür bezahlt?"

„Sie waren ein Geschenk von meinem seligen Großvater Phineas Taylor, das er mir wegen meines Namens gemacht hat."

„Ist er reich gewesen?" fragte Mr. Olmsted.

„Man sah ihn in dortiger Gegend für wohlhabend an," antwortete ich.

„Sehr freundlich von ihm, daß er Ihnen das Land schenkte. Es ist ohne Zweifel werthvoll. Aber vermuthlich werden Sie sich nicht gern davon trennen wollen, da es ein Geschenk ist."

„Ich werde mich nicht davon trennen müssen, wenn ich meine Zahlungen pünktlich leiste, und ich bin überzeugt, daß ich dies thun werde," antwortete ich.

„Nun gut," sagte Mr. Olmsted, „ich denke, ich werde den Kauf für Sie machen. Ich will es jedenfalls überlegen, und Sie müssen inzwischen mit dem Administrator und den Erben des Besitzthums sprechen — erlangen Sie ihre billigsten Bedingungen und besuchen Sie mich in acht Tagen, von heute an, nach meiner Zurückkunft in die Stadt."

Ich entfernte mich und begab mich sofort nach dem Hause des Mr. John Heath, des Administrators. Seine Forderung betrug funfzehntausend Dollars. Ich bot ihm zehntausend Dollars, zahlbar in sieben gleich-

mäßigen jährlichen Raten mit guter Sicherheit. Er konnte nicht daran denken, zu diesem Preise zu verkaufen, und ich versprach wieder zu kommen.

Im Verlauf der Woche hatte ich mehrere Zusammenkünfte mit Mr. Heath, und wir einigten uns schließlich dahin, daß ich es für zwölftausend Dollars, zahlbar wie oben erwähnt, bekommen — und die Uebergabe am 15. November stattfinden solle. Mr. Olmsted gab seine Zustimmung und es wurde ein Tag angesetzt, um die Dokumente auszustellen und zu unterzeichnen. Mr. Heath erschien, sagte jedoch, „daß er es ablehnen müsse, weiter in dieser Sache vorzugehen, da er die Sammlung an die Directoren von Peale's Museum (ein Institut mit Corporationsrecht) für funfzehntausend Dollars verkauft und eintausend Dollars auf Abschlag erhalten habe."

Ich war vernichtet. Ich rief sein Ehrgefühl an. Er erwiederte, „daß er keinen Contrakt mit mir unterzeichnet habe und daher nicht gesetzlich gebunden sei, und er halte es für seine Pflicht, für die Waisen das Beste zu thun, was er könne." Mr. Olmsted sagte, „es thue ihm leid um mich, aber er könne es nicht ändern. Jetzt würde er beständige Abmiether haben, die nicht von ihm forderten, ein Risiko zu übernehmen, und ich müsse nothwendiger Weise über Bord geworfen werden."

Ich entfernte mich mit Empfindungen, die ich nicht zu beschreiben brauche. Ich erkundigte mich

sofort nach dem Rufe dieser Peale's Museum-Gesellschaft. Es zeigte sich, daß sie aus einer Gesellschaft von Speculanten unter Anführung eines verarmten Ex-Präsidenten einer Bank bestand, welche Peale's Sammlung für ein Paar Tausend Dollars gekauft hatten, sie mit dem amerikanischen Museum vereinigen, Actien im Betrage von funfzigtausend Dollars ausgeben und verkaufen, dreißigtausend Dollars als Gewinn einstecken und den Actionären erlauben wollten, selbst für ihr Interesse zu sorgen.

Ich ging sogleich zu verschiedenen Redakteuren, mit Einschluß von Major M. M. Noah, M. Y. Beach, meinen guten Freunden, West, Herrick und Ropes, vom Atlas, und Anderen, und stellte ihnen meine Beschwerden vor. „Wenn Sie mir nun," sagte ich, „gestatten wollen, Ihre Spalten zu benutzen, so werde ich diese Speculation in die Luft sprengen."

Sie willigten sämmtlich ein und ich schrieb eine große Anzahl Spottartikel, worin ich das Publikum vor dem Ankauf der Museums-Actien warnte, den Gedanken, daß eine Gesellschaft bankrotter Bankdirektoren sich mit der Ausstellung ausgestopfter Affen- und Gänsehäute befassen wolle, lächerlich machte, mich auf den Fall mit dem zoologischen Institut bezog, das mißlungen war, weil es einen eben solchen Plan wie den jetzt beabsichtigten angenommen hatte, und endlich dem Publikum sagte, daß eine solche Speculation unendlich unverständiger sein würde, als Dickens':

„Große vereinigte hauptstädtische heiße Semmel- und Zwieback-Herstellungs- und pünktliche Ablieferungs-Gesellschaft".

Das Actienunternehmen war todt wie ein Häring! Nun ging ich zu Mr. Heath und bat ihn um eine vertrauliche Unterredung. Er gewährte sie mir. Ich fragte ihn, wenn die Direktoren die übrigen vierzehntausend Dollars bezahlen sollten. „Am 26. December, sonst verlieren sie die bereits bezahlten eintausend Dollars." Ich versicherte ihm, daß sie die Summe niemals zahlen würden, daß sie dieselbe nicht aufbringen könnten und daß er schließlich die Sammlung des Museums auf dem Halse behalten werde, und wenn ich einmal mit einer Ausstellung nach dem Süden gegangen wäre, so würde ich das Museum um keinen Preis mehr kaufen. „Wollen Sie aber," sagte ich, „auf vertraulichem Wege mit mir übereinkommen, daß ich es am 27. December für zwölftausend Dollars bekommen soll, wenn diese Herren Sie nicht am 26. bezahlen, so will ich es darauf hin riskiren, bis zu diesem Tage in New-York zu bleiben." Er ging bereitwillig auf den Vorschlag ein, sagte aber, daß er überzeugt sei, sie würden ihre eintausend Dollars nicht verlieren wollen.

„Ganz wohl," sagte ich, „ich verlange nur von Ihnen, daß von diesem Uebereinkommen nicht gesprochen wird." Er willigte ein. „Am 27. December

um zehn Uhr Vormittags wünsche ich Sie in Mr. Olmsted's Wohnung zu treffen, um die Documente zu unterzeichnen, wenn diese incorporirte Gesellschaft Ihnen am 26. nicht vierzehntausend Dollars bezahlt hat." Er war damit einverstanden und gab es mir auf mein Verlangen schriftlich.

Von diesem Augenblicke an fühlte ich, daß das Museum mir gehörte. Ich besuchte Mr. Olmsted und theilte ihm Alles mit. Er versprach Verschwiegenheit und machte sich verbindlich die Dokumente zu unterzeichnen, wenn die Gegenpartei ihren Verbindlichkeiten nicht nachkäme.

Dies geschah ungefähr am 15. November. Allen Denen, die mit mir über das Museum sprachen, bemerkte ich einfach, daß ich es verloren hätte. Die neue Gesellschaft konnte inzwischen für keinen Dollar Aktien verkaufen, denn ich unterhielt durch die Zeitungen einen wahren Regen von Spöttereien.

Am 1. December erhielt ich einen Brief von dem Sekretair der Peale's Museum-Gesellschaft, oder vielmehr der „New-Yorker Museum-Gesellschaft" wie sie hieß, worin er mich bat, die Direktoren am nächsten Montag früh im Museum zu besuchen, wo ich wahrscheinlich Etwas für mich Vortheilhaftes erfahren würde. Ich sah daß die Zeitungs-Medicin wirkte. Es lag klar am Tage, daß die Herren mein Schweigen zu erkaufen wünschten.

Ich stellte mich pünktlich bei der Zusammenkunft ein. Das „ehrenwerthe Direktorium" hielt Sitzung. Der ehrwürdige Präsident, ein grauhaariger, luchsäugiger alter Mann, der vor Kurzem Präsident einer bankrotten Bank gewesen war, empfing mich mit seinem freundlichsten Lächeln und dem sanftesten Tone. Das Ende vom Liede war, daß sie mich zur Leitung der vereinten Museen zu miethen wünschten. Ich stellte mich, als ob ich es in vollem Ernste nähme, und als ich nach dem Gehalte gefragt wurde, welchen ich erwartete, gab ich dreitausend Dollars jährlich an. Sie machten mir Complimente über meinen Ruf der Fähigkeit in diesem Fache und engagirten mich für die geforderte Summe, so daß mein Gehalt am 1. Januar 1842 anfangen sollte. Als ich mich aus ihrer „hohen Gegenwart" entfernte, bemerkte der liebenswürdige Präsident scherzhaft, „natürlicher Weise werden wir jetzt keine Sticheleien von Ihnen mehr in den Zeitungen finden, Mr. Barnum."

„Ich bemühe mich stets, das Interesse meiner Principale zu wahren," antwortete ich.

Die lustigen Direktoren stimmten wahrscheinlich ein herzliches Lachen an, sobald ich außer Gehörweite für ihre unschickliche Heiterkeit war. Sie glaubten vermuthlich, dadurch daß sie mich so ruhig hielten, ihre Aktien zu verkaufen und den Aktionären zu erlauben, mich über Bord zu werfen, sobald es ihnen

beliebte. Sie glaubten mich sicher gefangen zu haben. Ich wußte, daß ich sie gefangen hatte.

Da die Direktoren mich jetzt aus dem Wege geschafft sahen, so hegten sie keine Furcht, daß Jemand Anderes versuchen werde, das amerikanische Museum zu kaufen und beschlossen, die Aktien nicht eher anzukündigen, als am 1. Januar, da dies den Leuten längere Zeit gewähren würde, die Angriffe zu vergessen, welche ich auf dieselben gemacht hatte. Da es ihnen unbekannt war, daß Mr. Heath mit mir auf zwölftausend Dollars abgeschlossen hatte, so meinten sie in Bezug auf ihre versprochene Zahlung am 26. December, daß er mit Vergnügen warten würde, bis es ihnen beliebe, ihn zu bezahlen. Sie waren in der That über diesen Punkt so unbesorgt, daß sie den Administrator nicht einmal am 26. besuchten, noch ihm die geringste Entschuldigung schickten, daß sie dies nicht thaten.

Am Morgen des 27. stellte ich mich mit meinem juristischen Rathgeber Chas. T. Cromwell, Esq., um halb zehn Uhr in Mr. Olmsted's Wohnung ein. Mr. Heath kam mit seinem Advokaten pünktlich um zehn Uhr und vor zwei Uhr desselben Tages wurde ich förmlich in Besitz des amerikanischen Museums gesetzt. Die erste Handlung, welche ich, nachdem ich so eingeführt worden war, vollbrachte, bestand darin, das folgende Billet zu schreiben und abzusenden:

Amerikanisches Museum, New-York, 27. December 1841.

An die Präsidenten und die Direktoren des New-Yorker Museums.

Gentlemen, — Es gewährt mir viel Vergnügen, Sie zu benachrichtigen, daß Sie bis auf weitere Nachricht auf die Freiliste dieser Anstalt gesetzt worden sind.

P. T. Barnum, Eigenthümer.

Der Präsident war über die Maaßen erstaunt und konnte kaum seinen Augen trauen. Er ging zu Mr. Heath und erfuhr, daß ich allerdings das amerikanische Museum gekauft habe, und in dessen Besitz sei. Seine Entrüstung kannte keine Grenzen. Er drohete ihm mit einem Prozeß, da er jedoch sah, daß ihm dies nichts nützte, so verlangte er die Zurückgabe der bei der Uebereinkunft angezahlten eintausend Dollars. Diese wurden verweigert, da das Geld verfallen war, und die Gesellschaft verlor es.

Es wird wohl Niemand bezweifeln, daß ich jetzt meine ganze Energie aufbot. Es hieß wirklich „Alles oder Nichts." Ich mußte entweder das Etablissement in der gegebenen Zeit bezahlen oder es verlieren mit Einschluß alles Dessen, was ich abschläglich gezahlt haben könnte, im Fall Mr. Olmsted auf buchstäblicher Ausführung des Contrakts bestände. Aber ich war entschlossen, es auf alle Fälle zu verdienen und Kopf,

Hand und Fuß waren gleich thätig um das Interesse des Museums zu fördern.

Mein Schatz von einem Weibe willigte nicht allein in das System der Sparsamkeit, welches erforderlich war, um meine Familie in New-York mit sechshundert Dollars jährlich zu erhalten, sondern gab mir sogar ihre Bereitwilligkeit zu erkennen, die Ausgaben im Nothfalle auf vierhundert Dollars zu beschränken.

Ungefähr sechs Monate nachdem ich das Museum gekauft hatte, besuchte mein Freund Mr. Olmsted eines Tages zufällig um zwölf Uhr meine Billetausgabe und fand mich allein beim Mittagsessen, welches aus ein Paar Schnitten eingesalzenem Rindfleisch und Brod bestand, das ich am Morgen von zu Hause mitgebracht hatte. „Verzehren Sie so Ihr Mittagsessen?“ fragte er.

„Seitdem ich das Museum kaufte, habe ich kein warmes Mittagsessen genossen, außer Sonntags,“ antwortete ich, „und beabsichtige auch an Wochentagen keins zu essen, ehe ich schuldenfrei bin.“

„Ah! Sie sind ein sicherer Mann und werden das Museum bezahlt haben, ehe das Jahr aus ist,“ entgegnete er, indem er mich vertraulich auf die Schulter schlug. Und er hatte recht, denn in weniger als einem Jahre von dieser Zeit an, war ich im vollen Besitz des Museums, als meines alleinigen Eigen-

thums, nachdem jeder Cent von dem Verdienste des Etablissements bezahlt worden war.

Das amerikanische Museum war am Tage meines Ankaufes wenig mehr, als der Kern von dem, was es jetzt ist. Während meines dreizehnjährigen Besitzes habe ich den Werth der stehenden Anlockungen und Merkwürdigkeiten mehr als verdoppelt. Die Vermehrungen rührten zum Theil von Peale's Museum (welches ich kaufte und im Herbst 1842 mit meiner früheren Sammlung vereinigte), theils aus der großen und seltenen, als das chinesische Museum bekannten Sammlung (welche ich im Jahre 1848 in das amerikanische Museum aufnahm) und zum Theil aus Ankäufen her, welche ich sowohl in Amerika als auch in Europa bewerkstelligte, wo ich Merkwürdigkeiten finden konnte.

Der jetzt für mein Museum benutzte Raum beträgt mehr als das Doppelte von dem, was er im Jahre 1841 war. Das Vorlesungszimmer, welches ursprünglich schmal, unpraktisch und unbequem war, ist mehrere Male vergrößert und verschönert worden, und kann jetzt als eins der bequemsten und schönsten Unterhaltungslokale in New-York angesehen werden.

Auch in anderen Beziehungen haben Erweiterungen und Verbesserungen stattgefunden. Anfangs war das Museum nur eine Sammlung von Sehenswürdigkeiten am Tage, und Abends wurde eine Vor-

stellung gegeben, die aus abgerissenen, unzusammenhängenden Unterhaltungen bestand, wie man sie noch jetzt bei vielen der untergeordneten Schaustellungen trifft. Der Sonnabend Nachmittag wurde bald für die Vorstellungen bestimmt und kurz darauf der Mittwoch Nachmittag hinzugefügt. Seit Jahren hat das Programm den Nachmittag und Abend jedes Wochentages in sich geschlossen und an großen Feiertagen haben wir manchmal nicht weniger als zwölf Vorstellungen gegeben.

Es hat hierin nach und nach eine Veränderung stattgefunden, und die vorübergehenden Unterhaltungen des Museums haben eine große Mannichfaltigkeit geboten: Betriebsame Flöhe, kluge Hunde, Taschenspieler, Automaten, Bauchredner, lebende Bilder und Tableaux, Zigeuner, Albinos, dicke Knaben, Riesen, Zwerge, Seiltänzer, phrenologische Carricaturen und „lebendige Yankees" Pantomimen, Instrumental-Musik, Singen und Tanzen verschiedener Art (einschließlich der Aethiopier) u. s. w., Dioramen, Panoramen, Modelle von Dublin, Paris, dem Niagara, Jerusalem u. s. w., mechanische Figuren, Glasspinnerei, Strickmaschinen und andre Triumphe der mechanischen Kunst, Nebelbilder, amerikanische Indianer, deren Kriegs- und Religionsgebräuche auf der Bühne dargestellt wurden, u. s. w.

Es ist nicht nöthig die Zeitfolge anzugeben, in welcher diese Mannichfaltigkeiten dem Publikum vorgeführt wurden. In einer Hinsicht ist eine vollständige

wenn auch stufenweise Veränderung im allgemeinen Plane eingetreten, denn das moralische Drama ist jetzt und war seit mehreren Jahren stets der Hauptzug des Vorlesungszimmers des amerikanischen Museums.

Abgesehen von dem Verdienste und Interesse der Vorstellungen und abgesehen von Allem was mit der Bühne in Verbindung steht ist meine stehende Sammlung von Merkwürdigkeiten unzweifelhaft den gleichförmigen Eintrittspreis zu sämmtlichen Unterhaltungen des Instituts reichlich werth und ich kann es mir daher wohl gefallen lassen, des „Humbugs“ beschuldigt zu werden, wenn ich zeitweilige Neuigkeiten hinzufüge, um dessen Anziehungskraft zu erhöhen. Wenn ich in meinem Museum eine zweifelhafte todte Seejungfer ausgestellt habe, so sollte man nicht übersehen, daß ich auch Giraffen, ein Rhinoceros, graue Bären, Orang-Utangs, große Schlangen u. s. w. vorführte, worüber kein Zweifel obwalten konnte, da sie lebten und ich glaube hoffen zu dürfen, daß ein Wenig „Spektakel“ mitunter in der Gestalt von Transparenten, Fahnen, übertriebenen Abbildungen und prahlerischen Anzeigen durch eine Masse von wunderbaren, lehrreichen und unterhaltenden Wirklichkeiten aufgewogen wird. Ja ich kann nicht zweifeln, daß die hier erwähnte Art „Spektakel“ zulässig ist und daß es das Publikum liebt, ein Wenig davon mit den großartigen Wirklichkeiten, welche ich ihm vorführe, verbunden zu sehen. Die Titel „Humbug“ und „Fürst des Humbug's“

wurden zuerst von mir selbst auf mich angewendet. Ich machte diese Titel zu einem Theile meines „Geschäftsfonds" und darf hier wohl eine Stelle aus den „Schicksalen der Scattergood Familie" einem Werke des beliebten englischen Schriftstellers Albert Smith anführen:

„Es ist etwas Großes, ein Humbug zu sein," sagte Mr. Rossett. „Man hat mich oft so genannt. Es heißt, die rechte Stelle beim Publicum treffen. Jeder, der das kann, wird zuverläßig von Jedem, der es nicht kann, ein Humbug genannt."

Unter den ersten Extra-Sehenswürdigkeiten, welche ich im amerikanischen Museum aufstellte, befand sich ein, dem Künstler Grain gehöriges Modell des Niagarafalles. Es war unzweifelhaft ein schönes Modell, welches die mathematischen Verhältnisse dieses großen Wasserfalles, so wie die Bäume, Felsen und Gebäude u. s. w. in dessen Nähe wieder gab. Aber das Abgeschmackte bei der Sache bestand in der Einführung von Wasser, wodurch darauf Anspruch gemacht wurde, ein Facsimile dieses großen Naturwunders vorzuführen. Der Wasserfall war ungefähr achtzehn Zoll hoch und Alles Uebrige im Verhältniß.

Ich gestehe, ich fühlte hierüber selbst einige Beschämung, aber es gab eine hübsche Zeile auf dem Zettel ab und so kaufte ich das Modell für zweihundert Dollars. Nun kündigten meine Anzeigen unter den Sehenswürdigkeiten des Museums an:

Das große Modell des Niagara-Falles, mit wirklichem Wasser!

Ein einziger Eimer Wasser genügte für dieses Modell auf ein ganzes Jahr, denn der Wasserfall floß in ein Reservoir hinter der Scene und das Wasser wurde dem Cataract vermittelst einer kleinen Pumpe fortwährend wieder zugeführt.

Viele Besucher, welche die Mittel um an den Niagara zu reisen nicht besaßen, nahmen unzweifelhaft Veranlassung, das „Modell mit wirklichem Wasser" zu besuchen, und wenn sie es auch ziemlich winzig fanden, so hatten sie doch das ganze Museum, um sich daran für ihre fünfundzwanzig Cents zu entschädigen, und Niemand fand Etwas zu erinnern.

Eines Tages erhielt ich eine gebieterische Aufforderung vor dem Direktorium der Croton-Wasserleitungs-Commission am folgenden Morgen um zehn Uhr zu erscheinen. Ich stellte mich pünktlich ein.

„Sir," sagte der Präsident, „Sie bezahlen nur fünfundzwanzig Dollar jährlich für das Croton-Wasser im Museum. Dieses ist nur bestimmt, zu den gewöhnlichen Zwecken Ihres Instituts zu dienen. Wir können Ihnen das Wasser für Ihren Niagarafall nicht ohne eine bedeutende Extra-Vergütung liefern."

Ich ersuchte „Seiner Gnaden" nicht Alles zu glauben, was er in den Zeitungen lese, oder bei der Auslegung meiner großen Anschlagezettel nicht zu buchstäblich zu verfahren. Ich erklärte die Operation des

großen Wasserfalles und erbot mich einen Dollar für jeden Tropfen Wassers zu bezahlen, den ich für meinen Niagarafall monatlich über einen Eimer brauche, vorausgesetzt, daß meine Pumpe in gutem Stande bliebe. Man gestattete mir, unter einem Ausbruch herzlichen Gelächters der Commission, abzutreten, in welches Seiner Gnaden der Präsident einzustimmen geruhte.

Ein Mal wurde ich von Louis Gaylord Clark Esq., dem witzigen und beliebten Redakteur des „Knickerbocker" besucht, der mein Museum zu sehen wünschte. Ich hatte nie zuvor das Vergnügen gehabt, ihn zu treffen, und er stellte sich selbst vor. Es lag mir sehr viel daran, daß mein Institut in seinem beliebten Magazin „die Censur Nummer 1a" erhielt, und ich begleitete ihn selbst durch das ganze Museum, wobei ich besondere Sorge trug, alle interessanten Gegenstände hervorzuheben. Wir kamen am Eingange des den Niagarafall enthaltenden Saales vorüber, als eben die Besucher von den Vorstellungen im Vorlesungszimmer eingetreten waren, und da ich die Pumpe arbeiten hörte, so wußte ich, daß der große Wasserfall in diesem Augenblicke in vollem Sturze war.

Ich wünschte diese Ausstellung zu vermeiden, da ich überzeugt war, daß Mr. Clark, wenn er das Niagara-Modell sähe, von der ganzen Sache so angeekelt werden würde, daß er sie in seinem Knickerbocker „heruntermachen" oder (was ich stets als viel schlimmer

für mich betrachte) mit „stiller Verachtung" übergehen werde. Da ich sah, daß er sich dem Eingange näherte, so bemühte ich mich, seine Aufmerksamkeit auf einen interessanten Gegenstand im andern Saale zu lenken, aber es war zu spät. Er hatte das Zuströmen der Besucher in den „Wasserfallsaal" bemerkt, und seine Neugierde, zu erfahren was dort vorging, war erregt.

„Halt, Barnum," sagte Clark, „wir wollen sehen, was es da giebt."

„Es ist nur ein Modell des Niagarafalles," sagte ich.

„O, ah, ja, ja, jetzt erinnere ich mich. Ich habe Ihre Ankündigungen und Anschläge bemerkt, die den Niagarafall mit wirklichem Wasser ankündigten. Ich bin etwas neugierig den Cataract in Thätigkeit zu sehen," sagte Clark und stieg im nämlichen Augenblick auf einen Stuhl, um über die Köpfe der Zuschauer hinweg eine gute Ansicht zu erhalten.

Ich fühlte mich sehr verblüfft, als ich diese Bewegung sah und das Arbeiten der alten Pumpe hörte, deren Kreischen schlimmer als je zu sein schien. Ich hielt den Athem an und erwartete den scharfsinnigen Redakteur dies für den einfältigsten Humbug erklären zu hören, den er je gesehen habe. Ich wurde jedoch augenblicklich eben so sehr überrascht als erfreut, als ich ihn sagen hörte:

„Nun, Barnum, das muß ich sagen, das ist eine

ganz neue Idee. Ich habe noch nie etwas Aehnliches gesehen."

Ich lebte augenblicklich wieder auf, und da ich dachte, daß Louis Gaylord Clark ganz besonders grün sein müsse, wenn er etwas Anziehendes an dem alten Modelle fände, so beschloß ich alles Mögliche zu thun, um seiner Unbefangenheit beizustehen. „Ja," antwortete ich, „es ist eine ganz neue Idee."

„Ich muß sagen, daß ich noch nie in meinem ganzen Leben etwas derartiges gesehen habe," rief Clark höchst enthusiastisch aus.

„Ich schmeichle mir, daß es in Bezug auf Originalität und Scharfsinn weit über allen Erfindungen neuerer Zeit steht," antwortete ich mit einem Gefühle des Triumphes, als ich sah, daß ich den großen Kritiker gefangen hatte, und rechnete auf einen Puff der besten Qualität.

„Originell!" rief der Redakteur aus. „Ja, es ist gewiß originell. Ich habe mir nie so Etwas träumen lassen; ich habe seit meiner Geburt nie Etwas derartiges gesehen — und ich hoffe von ganzem Herzen, daß ich es auch nie wieder sehen werde!"

Es ist unnöthig zu sagen, daß ich vollkommen angeführt war, und fühlte, daß jedes gewöhnliche Schlüsselloch viel größer sei, als für mich zum Hindurchschlüpfen nöthig sein würde.

Wir verfügten uns hierauf nach dem oberen Stockwerken des Museums und endlich auf das Dach,

wo ich einen „schwebenden Garten" angezeigt hatte, der aus zwei Kübeln mit verkrüppelten und welken Cedern und zehn bis zwölf Töpfen mit verdorrten Blumen bestand, die von einem Dutzend kleiner Tische und ein Paar Stühlen zur Bequemlichkeit derjenigen Eisesser, welche die Schönheit der ewig jugendlichen Natur, wie sie durch die erwähnten Kübel und Töpfe dargestellt wurde, würdigen konnten, eingezwängt waren.

Der Knickerbocker erschien und ich war glücklich, als ich sah, daß der Redakteur, während er von der durch den neuen Besitzer des Museums bewiesenen Geschäftsthätigkeit sprach und demselben in Aussicht stellte, daß er sein Institut bald höchst beliebt machen werde, es freundlich vermied, irgend Etwas von dem „Niagarafalle mit wirklichem Wasser" zu erwähnen.

Ein Paar Monate später stürzte Mr. Clark fast athemlos in das Museum und begrüßte mich mit größter Ernsthaftigkeit folgendermaßen: „Freund Barnum, ich komme, um Sie zu fragen, ob Sie die Keule in Ihrem Museum haben, womit Capitain Cook erschlagen worden ist?"

Da ich mich erinnerte, daß ich unter den Merkwürdigkeiten der Eingeborenen eine große Anzahl indianischer Schlachtkeulen besaß, und fühlte, daß ich Clark einen Scherz für seinen Niagarafall-Witz schulde,

so antwortete ich augenblicklich, daß ich der Eigenthümer der fraglichen Keule sei.

„Nun, es freut mich außerordentlich das zu hören," sagte er, „denn Sie müssen wissen, daß ich lange Zeit ein sonderbares und unwiderstehliches Verlangen gehabt habe, diese Keule zu sehen."

„Warten Sie hier ein Paar Minuten, so werde ich sie Ihnen zeigen," antwortete ich.

Ich ging hinauf, um eine Partie Schlachtkeulen zu durchsuchen und wählte schließlich eine sehr schwere, die aussah, als ob Capitain Cook oder Jeder Andere dessen Kopf mit ihr in Berührung gekommen wäre, damit erschlagen worden sein könnte. Nachdem ich eine kleine Etikette mit der Aufschrift „Capitain Cook's Keule" daran befestigt hatte, trug ich sie zu Mr. Clark hinunter und versicherte ihm, daß dieses das Mordinstrument sei, nach welchem er gefragt hatte.

„Ist es möglich?" sagte er, indem er sie in die Hand nahm. Dann schwang er sie über seinem Kopfe und rief: „Nun, das muß ich sagen, dies ist ein furchtbares Instrument, um Jemand das Leben damit zu nehmen."

„Ja," antwortete ich ernst, aber mit einer Empfindung geheimen Vergnügens darüber, daß ich jetzt Mr. Clark mit Interessen bezahlte, „ich glaube, daß sie ihr Schlachtopfer auf den ersten Schlag getödtet hat."

„Der arme Capitain Cook!" rief Clark seufzend,

„Das ist ziemlich wohlfeil, lieber Junge. Es wird Ihnen jeden Tag mehr als Das extra einbringen. Ei, die ganze Geschichte ist unglaublich. Sie wird die Naturforscher in Erstaunen setzen — die ganze gelehrte Welt aus dem Schlummer wecken — und die Menge anlocken."

„Glauben Sie das wirklich?" fragte ich.

„Auf Ehre, ich bin davon überzeugt," antwortete Clark enthusiastisch. „Machen Sie einen Contract auf sechs Monate oder, wo möglich auf ein Jahr. Treten Sie dann hervor und veröffentlichen Sie die Facta über diese wunderbare Verwandlung — zeigen Sie an, daß fünftausend Dollars in sichere Hände niedergelegt worden sind, welche den Armen unserer Stadt zufallen sollen, wenn die Verwandlung nicht, wie versprochen, stattfindet und ich gebe Ihnen mein Wort, daß Ihr Museum nicht groß genug sein wird, um die Zuschauer zu fassen. Ich versichere Ihnen, daß ich glaube: Sie werden bei dem Geschäft zwanzigtausend Dollars verdienen!"

Ich dankte Mr. Clark herzlich für seinen freundlichen Rath und versicherte ihm, daß ich nicht ermangeln würde, denselben zu befolgen. „In der That," sagte ich, „ich hatte eine gute Meinung von der Spekulation, nur daß mir der Name des Fisches nicht gefiel. Ich glaube, das ist ein Hinderniß."

„Bah, bah, keineswegs! was liegt am Namen?

Nichts! Der macht keinen Unterschied. Wie heißt der Fisch?"

„Man nennt ihn gewöhnlich Kaulquabbe," antwortete ich mit angemessener Gravität.

„Angeschmiert, bei'm Donner!" rief Clark, sprang auf und die Treppe hinab.

Es ist vielfach geglaubt worden, daß die Fidschie-Seejungfer eine von mir selbst angefertigte oder auf meine Bestellung gemachte Merkwürdigkeit gewesen sei. Dies ist unbegründet. Ich war allerdings sehr thätig dafür, sie dem Publikum vorzuführen und da ich jetzt einmal in Geständnißlaune bin, so will ich über die Mittel und Wege, welche ich zu diesem Zwecke brauchte „mein Herz ausschütten." Zuerst muß ich jedoch erzählen, wie sie in meinen Besitz kam und ihre angebliche Geschichte mittheilen.

Der populaire Besitzer des Boston-Museums, Moses Kimball, Esq., kam im Frühsommer 1842 zu mir nach New-York und zeigte mir einen Gegenstand, der eine Seejungfer sein sollte. Er gab an, daß er sie von einem Matrosen gekauft habe, dessen Vater sie als Capitain eines Bostoner Schiffes (der Besitzer desselben war Capitain John Ellery) in Calcutta im Jahre 1817 käuflich erworben hatte, da er sie für ein ausgestopftes Exemplar einer wirklichen Seejungfer hielt, das, wie man ihn versicherte, von japanesischen Matrosen herrührte. Da er nicht zweifelte, daß sie

Andern eben so merkwürdig vorkommen werde, wie ihm, und damit als einer außerordentlichen Seltenheit eine gute Speculation zu machen hoffte, so verwendete er sechstausend Dollars von den Schiffsgeldern zum Ankauf derselben, übergab das Schiff dem Steuermann und ging nach London.

Er sah sich in seinen Erwartungen getäuscht und kehrte nach Boston zurück. Da er seine Merkwürdigkeit noch immer für ein wirkliches Thier und folglich für äußerst kostbar hielt, so verwahrte er sie höchst sorgfältig und sparte die Kosten, sie zu versichern nicht, obgleich er von seinen früheren Rhedern wieder als Schiffscapitain angestellt worden war, um die aus deren Mitteln zum Ankauf der Seejungfer entnommene Summe zu ersetzen. Er starb ohne ein anderes Besitzthum zu hinterlassen und sein Sohn und Erbe, der der Erwerbung seines Vaters wenig Werth beilegte, überließ sie Mr. Kimball, der sie nach New-York brachte, damit ich sie in Augenschein nähme.

So lautete die Geschichte. Da ich meinem eignen Scharfsinn in dieser Angelegenheit nicht traute, so bat ich meinen Naturforscher um seine Meinung über die Echtheit des Thieres. Er antwortete, daß er nicht begreifen könne, wie es angefertigt sei, da er nie einen Affen mit so eigenthümlichen Zähnen, Armen, Händen u. s. w. gesehen habe, noch einen Fisch mit so sonderbaren Flossen kenne.

„Warum halten Sie es dann aber für nachgemacht?“ fragte ich.

„Weil ich nicht an Seejungfern glaube,“ antwortete der Naturforscher.

„Das ist gar kein Grund,“ sagte ich, „und deshalb will ich an die Seejungfer glauben und sie miethen.“

Dies war der leichteste Theil des Experiments. Jetzt war es nun die entscheidende Frage, wie der allgemeine Unglaube an das Dasein von Seejungfern so weit zu besiegen sei, daß die Neugierde, das Exemplar zu sehen und zu untersuchen, erweckt würde. Es mußten außerordentliche Mittel ergriffen werden, und ich wußte kein besseres Verfahren, als die Kugel in einiger Entfernung vom Anziehungspunkte in Bewegung zu setzen.

Zu gehöriger Zeit erschien im New-York Herald eine von Montgomery in Alabama datirte und dort auf die Post gegebene Mittheilung, welche die Tagesneuigkeiten, Handels- und Ernteberichte, politische Plaudereien u. s. w. und einen beiläufigen Satz über einen gewissen Dr. Griffin, den Agenten des naturhistorischen Lyceums in London, enthielt, welcher kürzlich von Pernambuco angekommen sei und sich im Besitz einer höchst außerordentlichen Merkwürdigkeit befinde, die nichts Geringeres sei, als eine bei den Fidschie-Inseln gefangene und in China ausgestopfte Seejungfer, in welch' letzterem Lande sie der Doktor

für eine bedeutende Summe für das naturhistorische Lyceum gekauft habe.

Acht bis zehn Tage später wurde in einer anderen New-Yorker Zeitung ein Brief ähnlichen Inhalts, der aus Charleston in Süd-Carolina datirt und dort zur Post befördert war, und natürlicher Weise andere Local-Neuigkeiten enthielt, veröffentlicht.

Diesem folgte ein dritter Brief aus Washington, der wieder in einer anderen New-Yorker Zeitung abgedruckt wurde und in welchem noch die Hoffnung ausgesprochen ward, daß sich die Redakteure der Hauptstadt erbitten würden, die außerordentliche Merkwürdigkeit zu besichtigen, ehe sich Dr. Griffin nach England einschiffe.

Einige Tage nach Veröffentlichung dieser drei Mal wiederholten Ankündigung wurde Mr. Lyman (der bei dem Geschäft mit Joice Heth mein Gehülfe gewesen war) in einem der ersten Gasthöfe von Philadelphia als Dr. Griffin, von Pernambuco nach London reisend, eingetragen. Sein anständiges, würdiges, aber geselliges Benehmen und seine Freigebigkeit machten ihm in ein Paar Tagen einen schönen Ruf, und als er eines Nachmittags vor seiner auf den folgenden Tag bestimmten Abreise nach New-York seine Rechnung bezahlte, drückte er dem Wirthe seinen Dank für dessen besondere Aufmerksamkeit und Höflichkeit aus. „Wenn Sie in mein Zimmer kommen wollen,“ sagte Lyman, alias Griffin, „so werde ich Ihnen Et-

was sehen lassen, das Sie in Erstaunen setzen wird." Worauf dem Wirthe die außerordentlichste Merkwürdigkeit der Welt — eine Seejungfer — gezeigt wurde. Er war so hoch erfreut und sein Interesse wurde so sehr erregt, daß er dringend um Erlaubniß bat, einige seiner Freunde, worunter sich mehrere Redakteurs befanden, einführen zu dürfen, um das wunderbare Geschöpf zu sehen.

„Obgleich ich kein Interesse dabei habe," sagte der Merkwürdigkeiten-Sammler, „so wird doch dem naturhistorischen Lyceum, dessen Agent ich bin, kein Schaden daraus erwachsen, wenn ich Ihre Bitte erfülle." Und folglich wurden die Einladungen für den Abend gemacht.

Den Erfolg kann man leicht aus den Spalten der Zeitungen von Philadelphia ein Paar Tage nach diesem Besuche bei der Seejungfer ersehen. Es genüge, daß die List bewundernswürdig wirkte und die Presse von Philadelphia der von New-York beistand, eine ausgebreitete und wachsende Neugierde, die Seejungfer zu sehen, zu erwecken.

Ich darf wohl gestehen, daß die drei Mittheilungen aus dem Süden von mir selbst geschrieben und mit dem Auftrage, sie am Tage ihres respectiven Datums zur Post zu geben, abgeschickt worden waren. Dies und die übereinstimmenden Postzeichen trugen viel dazu bei, den Verdacht einer Mystification abzuwenden, und so beförderten die New-Yorker Redak-

teure arglos meine Pläne, um das Publikum auf die Seejungfer aufmerksam zu machen.

Jetzt kehrte Lyman mit seinem kostbaren Schatze nach New-York zurück, und nachdem er im Pacific-Hotel in Greenwich-Street als Dr. Griffin eingekehrt war, kam es bald zu den weit geöffneten Ohren der Zeitungsberichterstatter, daß die Seejungfer angekommen sei. Sie machten ihren Besuch im Pacific-Hotel, und der höfliche Agent des naturhistorischen Lyceums gestattete ihnen freundlich, ihre Neugierde zu befriedigen. Die New-Yorker Zeitungen enthielten zahlreiche Berichte über diese Untersuchungen, die sämmtlich höchst zufriedenstellend lauteten.

Ich bin überzeugt, daß die Berichterstatter und Redakteure, welche das Thier besichtigten, im guten Glauben waren, daß es das sei, wofür es ausgegeben wurde — eine wirkliche Seejungfer. Man braucht sich darüber nicht zu wundern, da, wenn sie ein Werk der Kunst war, der Affe und der Fisch so sorgfältig an einander gefügt waren, daß kein menschliches Auge den Vereinigungspunkt entdecken konnte. Das Rückgrad des Fisches zog sich in gerader und anscheinend ununterbrochener Linie bis an den Anfang des Schädels — das Haar des Thieres war mehrere Zoll tief auf die Schultern des Fisches herab gewachsen, und eine mikroskopische Untersuchung zeigte deutlich Gegenstände in Myriaden zwischen dem Haar liegend, die winzige Fischschuppen zu sein schienen. Die Zähne

und die Bildung der Finger und Hände waren wesentlich von denen jedes bekannten Affen oder Orang-Utangs verschieden, während die Stellung der Flossen von der aller den Naturforschern bekannten Fischarten abwich. Das Thier war ein häßliches, ausgetrocknetes, schwärzliches Ding und ungefähr drei Fuß lang. Der Mund war offen, der Schwanz gekrümmt und die Arme in die Höhe gerichtet, was ihm den Anschein gab, als ob es unter heftigen Schmerzen gestorben wäre.

Wenn man annimmt, was ohne Zweifel auch begründet ist, daß die Seejungfer ein Menschenwerk ist, so war sie gewiß ein höchst merkwürdiger Beweis des Scharfsinnes und unermüdlicher Geduld. Was mich anbetrifft, so hatte ich mir damals wirklich kaum die Mühe genommen, mir eine Meinung über den Ursprung des Geschöpfes zu bilden; aber ich vermuthete, daß sie das Werk eines klugen Japaners, Chinesen oder eines anderen morgenländischen Genies sei, und wahrscheinlich einer der vielen scheußlichen Gegenstände der Anbetung der Buddhisten oder Hindu's gewesen wäre.

Während ich kürzlich Etwas über die Geschichte von Japan nachlas, fand ich jedoch den folgenden Artikel in einem Werke unter dem Titel: „Sitten und Gebräuche der Japaner im neunzehnten Jahrhundert, nach den Berichten holländischer Residenten neue-

rer Zeit in Japan und dem deutschen Werke des Dr. Ph. Fr. von Siebold":

„Ein anderer japanischer Fischer zeigte seinen Scharfsinn auf weniger ehrenvolle und nützliche Weise als Kiyemon, um aus der Vorliebe seiner Landsleute für alles Merkwürdige und Fremdartige Geld zu ziehen. Er verband die obere Hälfte eines Affen mit der unteren Hälfte eines Fisches so genau, daß es einer gewöhnlichen Untersuchung entging. Nun gab er vor, daß er die Seejungfer lebendig in seinem Netze gefangen habe, aber daß sie bald darauf, nachdem sie aus dem Wasser genommen worden wäre, gestorben sei, und seine List brachte ihm auf mehr als eine Art beträchtlichen Geldgewinn. Die Ausstellung des Seeungeheuers vor der japanischen Neugierde machte sich gut bezahlt; aber noch einträglicher erwies sich die Behauptung, daß der halbmenschliche Fisch während der Paar Minuten, die er außerhalb seines natürlichen Elements gelebt hatte, gesprochen und eine gewisse Reihe von Jahren von wunderbarer Fruchtbarkeit voraus gesagt habe, denen eine heftige Seuche folgen werde, gegen welche der Besitz der Abbildung der See-Prophetin das einzige Schutzmittel sein werde. Diese gemalten Seejungfern gingen reißend ab. Entweder dieses zusammengesetzte Thier oder ein anderes (die Folge des Erfolges des Ersten) wurde an die holländische Fakto-

rei verkauft und nach Batavia geschickt, wo es in die Hände eines pfiffigen Amerikaners fiel, der es nach Europa brachte und seinen Kauf dort im Jahre 1822 und 23 in allen großen Städten zur Bewunderung der Dummen, zur Verwirrung der Gelehrten und zum Nutzen seines Geldbeutels sehen ließ."

Ist die Vermuthung nicht sehr wahrscheinlich, daß sich dieser Bericht auf die nämliche, im amerikanischen Museum ausgestellte Seejungfer bezieht? Gewiß giebt die von Siebold erzählte Art und Weise, die Leute zum Kauf des Bildes zu veranlassen, meinem japanischen confrère das größte Recht auf den Ruhm und den Titel des „Fürsten des Humbug".

Man hat kleinere, aber weniger sorgfältig gearbeitete Exemplare angeblicher Seejungfern in verschiedenen Museen gesehen. Ich glaube, daß sie sämmtlich in Japan gemacht werden. Ich kaufte eins in der Peale'schen Sammlung in Philadelphia. Es verbrannte mit, als das von mir in dieser Stadt eröffnete Museum im Jahre 1851 vom Feuer zerstört wurde.

Es ist mir mitgetheilt worden, daß ein kleines Exemplar jetzt auf einem Regale des königlichen Museums indischer Alterthümer im Haag liegt. So viel ich weiß, wurde es von einem amerikanischen Schiffscapitain, der es in China erhielt, wohin es wahr-

scheinlich aus Japan eingeführt worden war, für die Sammlung angekauft.

Während Lyman im Pacific-Hotel die öffentliche Meinung auf die Seejungfer vorbereitete, war ich (obschon natürlicher Weise im Stillen) eifrig beschäftigt, Holzschnitte und Transparents, so wie eine das wirkliche Bestehen von Seejungfern beweisende Broschüre vorzubereiten, Alles in Erwartung der baldigen Ausstellung des Exemplars des Dr. Griffin. Ich ließ drei verschiedene Abbildungen von Seejungfern in Holz schneiden und zu jeder eine besondere Beschreibung machen, nahm sie in zehntausend Exemplare der Broschüre auf, die ich drucken und ruhig in ein Hinterzimmer aufstapeln ließ, bis die Zeit zu ihrer Benutzung kommen würde.

Nun besuchte ich die Redakteure des New-Yorker Herald und von zwei Sonntagsblättern, und bot Jedem die unentgeldliche Benutzung eines Seejungfern-Holzschnittes nebst einer gut abgefaßten Beschreibung für sein Blatt vom folgenden Sonntag an. Ich benachrichtigte Jeden, daß ich diesen Holzschnitt bei der Ausstellung der Fidschie-Seejungfer zu benutzen gehofft habe; aber da Mr. Griffin als Agent des naturhistorischen Lyceums erkläre, daß er deren Ausstellung in Amerika nicht gestatten könne, so sei wenig Aussicht für mich vorhanden, und ich wolle ihm gern die Benutzung der Zeichnung und der Erklärung gestatten. Die drei Seejungfern präsentirten sich am

Sonntag Morgen, den 17. Juli 1842, in den drei verschiedenen Zeitungen.

Jeder Redakteur glaubte seine Leser ausschließlich und allein mit Seejungfern zu traktiren, aber als sie entdeckten, daß ich mit den drei verschiedenen Zeitungen das nämliche Spiel getrieben hatte, erklärten sie sich für b e s c h u p p t.

Das Seejungfern-Fieber nahm jetzt recht hübsch zu. Wenige Leser der Stadt hatten nicht wenigstens eine von den Illustrationen gesehen und da die verschiedenen Beschreibungen sämmtlich direkt auf die jetzt in New-York anwesende Seejungfer des Dr. Griffin hinwiesen, so herrschte ein allgemeines Verlangen, dieselbe zu sehen. Jetzt wurden meine zehntausend Seejungfern-Broschüren Jungen übergeben und in allen größeren Gasthäusern, Läden u. s. w. für einen Penny das Stück (die Hälfte der Kosten) verkauft.

Als ich das Publikum in Hinsicht auf Seejungfern für hinlänglich bearbeitet hielt, ließ ich durch einen Agenten die Concert-Halle am Broadway miethen und die Zeitungen enthielten sofort die folgende Ankündigung:

„**Die Seejungfer nebst anderen wunderbaren Merkwürdigkeiten der Thierwelt.** — Das Publikum wird ergebenst benachrichtigt, daß Mr. J. Griffin, Besitzer der Seejungfer, der kürzlich von Pernambuco angekommen ist, auf die zahlreichen, dringenden Bitten gelehrter Männer

dieser Stadt, eingewilligt hat, sie dem Publikum unwiderruflich nur eine Woche lang vorzuzeigen. Er hat zu diesem Zwecke den unter dem Namen der Concert-Halle bekannten, geräumigen Saal, Nr. 404, Broadway gemiethet, der Montag den 8. August eröffnet und bestimmt am Sonnabend den 13. d. M. geschlossen werden wird.

Dieses Thier ist in der Nähe der Fidschie-Inseln gefangen und von dem gegenwärtigen Besitzer für das naturhistorische Lyceum in London zu einem hohen Preise gekauft worden und wird mehr zur Befriedigung des Publikums, als des Gewinnes wegen, auf diese kurze Zeit ausgestellt. Da der Eigenthümer mehrere Jahre lang in verschiedenen Welttheilen damit beschäftigt gewesen ist, wunderbare Merkwürdigkeiten der Naturgeschichte zu sammeln, so besitzt er jetzt die nachstehend verzeichneten, welche er zu gleicher Zeit dem Publikum zur Anschauung vorlegen wird. Den Ornithorhinchus (oder das Schnabelthier aus Neu-Holland), welcher das Verbindungsglied zwischen der Robbe und der Ente bildet, den fliegenden Fisch, in zwei verschiedenen Arten, die eine aus dem Golfstrom und die andere aus West-Indien; dieses Thier verbindet augenscheinlich den Vogel mit dem Fisch; die Ruderschwanzschlange aus Südamerika, die Sirene oder Schlamm-Iguana, ein zwischen den Reptilien und Fischen stehendes Thier, den **Proteus sanguineus**,

ein unterirdisches Thier aus einer Höhle in Australien, sowie andere Thiere, welche Verbindungsglieder in der großen Kette der belebten Natur bilden.

Eintrittspreis fünfundzwanzig Cents."

Die Concert-Halle wurde von einer bedeutenden Anzahl von Zuschauern besucht und Lyman, alias Griffin zeigte die Seejungfer mit vieler Würde. Ich konnte mich der Furcht nicht erwehren, daß einige der Opfer Joice Heth's in Professor Griffin den Aussteller der „Wärterin Washington's" erkennen würden, aber glücklicher Weise trat keine solche Catastrophe ein. Der, wie in der Anzeige verkündet, von zahlreichen Verbindungsgliedern der Natur umringte Lyman mit der, durch eine Glasglocke sicher gegen die Hände der Zuschauer geschützten Seejungfer, belehrte seine Zuhörer durch merkwürdige Berichte über seine Reisen und Abenteuer, und wissenschaftliche Reden über die Werke der Natur im Allgemeinen und über Seejungfern im Besondern.

Das Publikum schien zufriedengestellt, aber da manche Leute durchaus Alles buchstäblich nehmen und selbst in Bezug auf Seejungfern keine poetische Licenz gestatten wollen, so fand sich manchmal ein Zuschauer ein Wenig überrascht, wenn er, nachdem er den großen Transparent vor der Halle gesehen hatte, der ein schönes, ungefähr acht Fuß langes Geschöpf, halb Weib, halb Fisch vorstellte, in Wirklichkeit eine schwärzliche Zusammenstellung von Affe und Fisch fand, die

ein Junge von ein paar Jahren bequem unter dem Arme forttragen konnte.

Mehrere Tage nach Eröffnung der Ausstellung in der Concert-Halle kam ein alter Holländer in das Museum und sagte in näselndem Tone zu mir: „Wo ist die Sähjungfer?“

„Wir haben keine Seejungfer hier, Sir,“ antwortete ich.

„Ich bin expreß von Jersey herüber gekommen, um die Sähjungfer zu sehen; ich dachte, sie wäre hier.“

Ich benachrichtige ihn, daß ich sie in der Concert-Halle am Broadway angekündigt gesehen habe. Er eilte fort, um den Gegenstand seiner Neugierde zu suchen und bemerkte, als er die Treppe hinabging: „Ich habe niemals eine Sähjungfer gesehen. Ist sie lebendig?“ Aber ich behielt meine Fähigkeit ihn über diesen Punkt aufzuklären für mich.

Gleich darauf ging ich hinauf zu der Concert-Halle um zu sehen, welchen Fortgang die Ausstellung nähme und sah, als ich eben eintrat, meinen Holländer am Fuße der Treppe ein Billet kaufen. Ich fand Lyman von zwanzig bis dreißig Damen und Herren umgeben, denen er über die Wunder der Natur, welche sich in den vor ihnen auf dem Tische liegenden Gegenständen offenbarten, eine gelehrte Rede hielt. Sie waren ganz Ohr. Jetzt trat der Holländer ein, und als er beim Umschauen nicht im Stande war, das auf

dem Transparent vor der Thüre so schön abgebildete Fischweib zu entdecken, näherte er sich Lyman und sagte, denselben in seinem gelehrten Vortrage unterbrechend: „Ich möchte die Sähjungfer sehen.“

Lyman antwortete etwas überrascht, aber mit so viel Würde und Bestimmtheit, als er aufbieten konnte: „Dies ist die Seejungfer, Sir,“ indem er zu gleicher Zeit auf den fraglichen Gegenstand zeigte.

Der alte Holländer sah das kleine, häßliche Ding an und rief höchst erstaunt aus: „Das nennen Sie die Sähjungfer?“

„Ja, Sir, das ist die Seejungfer,“ sagte Lyman augenscheinlich voll Unbehagen. Der Holländer drehte sich mit einem verächtlichen Blicke, dessen Gleichen ich selten gesehen habe, um, und rief beim Weggehen aus: „Nun, das ist das armseligste Ding, das ich jemals gesehen habe.“

Ein Mal verließ Lyman das Zimmer auf ein Paar Minuten. Es waren wenige Zuschauer zugegen und diese bestanden hauptsächlich aus jungen Schülern des medizinischen Collegiums in Barclay-Street. Da sie den Fischaffen ohne Beschützer sahen und zu einem Spaße aufgelegt waren, so hoben sie die Glasglocke, welche die Seejungfer bedeckte, auf, und steckten ihr eine ungefähr einen halben Zoll weit gerauchte Cigarre in den Mund. Dann stellten sie die Glocke wieder hin und räumten das Feld.

Ehe Lyman zurückkehrte, waren zwanzig oder

mehr Damen und Herren eingetreten und es dürfte schwer sein, ihre Empfindungen zu beschreiben, als sie die kleine, schwarze, vertrocknete Seejungfer mit einer Cigarre im Munde erblickten! Sie fühlten wahrscheinlich, daß das Ganze ein Betrug sei und daß der Aussteller die Zuschauer absichtlich verhöhnen wolle. So viel ist gewiß, daß es der lächerlichste und komischste Anblick war, den man sich denken kann.

Als Lyman, der mit dem ihm gespielten tollen Streiche völlig unbekannt war, die ansehnliche Zahl der Zuschauer erblickte, näherte er sich mit einer Würde, wie sie wohl Niemand so gut annehmen konnte, als er, dem Tische und begann, ohne seine Augen auf die Seejungfer zu richten seine gewöhnliche Anrede: „Hier sehen Sie, meine Damen und Herren, die merkwürdige Seejungfer, welche bei den Fidschie Inseln gefangen worden ist. Die Seejungfer ist lange Zeit von Vielen und auch von Naturforschern für ein fabelhaftes Thier gehalten worden, aber der Beweis, den ich hier als Agent des naturhistorischen Lyceums in London besitze, erhebt die Thatsache über jeden verständigen Zweifel, daß dieses nämliche Thier bei den Fidschie Inseln in einem Fischernetze gefangen worden ist. Es lebte noch gegen drei Stunden nach seiner Gefangennehmung.“

„Rauchte die Dame bei der Gefangennahme dieselbe Cigarre, welche sie sich jetzt schmecken läßt?“ fragte einer der Herren.

Jetzt erst bemerkte der arme Lyman die Cigarre,

und dies war wahrscheinlich das erste und einzige Mal in seinem Leben, wo er vollständig verblüfft war und kein Wort entgegnen konnte. Wenn er den Vorfall erzählte (was er später im vertrauten Freundeskreisen mit großem Vergnügen that) erklärte er, daß er, als er jene Cigarre erblickte, zu schwitzen angefangen habe, als ob er eine große Wiese abgemäht hätte, und daß bald nicht ein Faden an seinem Leibe mehr trocken gewesen sei.

Die Seejungfer blieb nur eine Woche in der Concerthalle und dann wurde angekündigt, daß sie im amerikanischen Museum „ohne Extra-Vergütung" zu sehen wäre. Zahlreiche Transparents waren vorbereitet worden, Ankündigungen wurden mit freigebiger Hand angeschlagen und am Montag früh wehte eine Fahne mit einer achtzehn Fuß langen Seejungfer gerade vor dem Museum. Lyman erblickte sie, als er sich langsam näherte, um die Vorstellungen zu beginnen. Er beschleunigte seine Schritte, trat in mein Comptoir und fragte: „Was, im Namen aller Gewissenhaftigkeit, soll die ungeheure Fahne?"

„Damit Niemand Broadway betritt ohne zu wissen, wo die Seejungfer zu sehen ist," antwortete ich.

„Nun, die Fahne muß herein! Niemand kann das Publikum mit unsrem vertrockneten, achtzehn Zoll langen Exemplar zufrieden stellen, wenn ein Bild ausgehängt wird, das sie achtzehn Fuß lang darstellt. Das ist abgeschmackt!"

„Ach, Unsinn!“ entgegnete ich, „das soll nur die Augen auf sich ziehen. Niemand erwartet eine Seejungfer von der Größe zu sehen.“

„Ich sage Ihnen, es geht nicht!“ antwortete Lyman. „Ich meine, ich sollte jetzt den Magen des Publikums wohl kennen, und ich sage Ihnen, daß die Seejungfer nicht vorwärts kommt, wenn die Fahne oben bleibt.“

„Die Fahne kostet mich mehr als siebzig Dollars und muß oben bleiben,“ erwiederte ich.

Lyman knöpfte entschlossen den Rock zu und sagte, während er bedächtig nach der Thüre zuschritt: „Nun gut, Mr. Barnum, wenn Sie unter der Flagge fechten wollen, so können Sie es thun, aber ich mag es nicht.“

„Wie, Sie wollen also desertiren?“ erwiederte ich lachend.

„Ja, ich verlasse eine falsche Fahne, wenn sie zu bunt ist,“ sagte Lyman, „und Sie werden es vor Abend gleichfalls thun,“ setzte er hinzu.

Ich konnte „Professor Griffin“ nicht entbehren und sah mich mit Widerstreben genöthigt die Fahne herabzunehmen. Sie erblickte das Tageslicht nie wieder.*)

Die Seejungfer wurde später in verschiedenen Theilen des Landes gezeigt und kehrte schließlich zu ihrem Eigenthümer Mr. Kimball zurück, der ihr seit dieser Zeit stets einen hervorragenden Platz in seinem

---

*) Lyman wurde später ein eifriger Mormone und ging nach Nauvoo, wo er gestorben ist.

wirklich schönen und anziehenden Boston-Museum gegeben hat. Dort wird sie bis zum 31. März 1855 bleiben. Am 1. April dieses Jahres (einem sehr passenden Datum) wird sie wieder in meinem amerikanischen Museum in New-York erscheinen, wo sie, ohne Zweifel zur Bewunderung und zum Erstaunen vieler tausend Gönner bis zum 1. Januar 1856 verweilen wird. Am 2. Januar 1856 wird das geheimnißvolle Fischweib wieder ihren alten Platz unter der Obhut ihres Eigenthümers, des ehrenwerthen Moses Kimball (der kürzlich in den Senat des Staates gewählt worden ist und so den Titel erlangt hat) einnehmen, und von dieser Zeit an wird die Fidschie-Seejungfer als ein hervorragendes und anziehendes Möbel im Bostoner Museum verbleiben.

Daß die Dame ein anziehender Gegenstand war, kann man aus den nachstehenden Thatsachen und Zahlen schließen:

Die Einnahmen des amerikanischen Museums während der vier Wochen, unmittelbar vor Ausstellung der Seejungfer, betrugen 1272 Dollars. Während der vier ersten Wochen der Ausstellung derselben belief sich die Einnahme auf 3341 Dollars 93 Cents.*)

---

*) Die Einnahmen des Museums während der drei Jahre vor meiner Erwerbung stellen sich im Vergleich zu den drei ersten Jahren meiner Verwaltung folgendermaßen:

Nacht in Bridgeport, wo mein Bruder, Philo F., damals das Franklin-Hotel hielt.

Ich hatte von einem außerordentlich kleinen Kinde in Bridgeport gehört und auf meine Bitte brachte mein Bruder dasselbe nach dem Hotel. Es war das kleinste Kind, das ich je gesehen hatte, welches allein gehen konnte. Es war keine zwei Fuß lang und wog weniger als sechzehn Pfund. Es war ein helläugiger kleiner Bursche mit hellen Haaren und rothen Wangen, vollkommen gesund und symmetrisch gebaut, wie ein Apollo. Er war außerordentlich schüchtern, ließ sich jedoch nach einigem Schmeicheln bewegen, sich mit mir zu unterhalten, und theilte mir mit, daß er Charles S. Stratton heiße und ein Sohn von Sherwood E. Stratton sei.

Er war erst fünf Jahre alt, und wenn ich einen Zwerg von diesem Alter zeigte, so hätte die Frage aufgeworfen werden können: Woher wissen Sie, daß er wirklich ein Zwerg ist? Man konnte sich allerdings einige Freiheiten mit den Thatsachen nehmen, aber selbst mit diesem Vortheile fühlte ich, daß die Sache nur ein Versuch sei und engagirte ihn auf die kurze Zeit von vier Wochen für drei Dollars wöchentlich — wobei alle Kosten mit Einschluß der Reisekosten und des Unterhalts für ihn und seine Mutter auf meine Rechnung gehen sollten.

Sie kamen in New-York am Danksagungstage,

den 8. December 1842 an, und Mrs. Stratton war höchst erstaunt, als sie ihren Sohn auf meinen Museumszetteln als General Tom Thumb, einen elfjährigen, so eben aus England angekommenen Zwerg angekündigt sah.

Diese Ankündigung enthielt eine doppelte Täuschung. Ich werde es nicht versuchen sie zu rechtfertigen, darf aber wohl die Umstände zu meiner Entschuldigung anführen. Der Knabe war unbestreitbar ein Zwerg, und ich besaß das zuverlässigste Zeugniß, daß er seit einem Alter von sechs Monaten wenig, wenn überhaupt gewachsen war, hätte ich ihn jedoch als nur fünfjährig angezeigt, so würde es unmöglich gewesen sein, Interesse für ihn zu erregen, oder die Neugierde des Publikums zu wecken. Wonach ich strebte bestand darin, daß ich dasselbe überzeugen wollte, daß er wirklich ein Zwerg war — und hierin wenigstens wurde es nicht getäuscht.

Für die Sache selbst war es von keiner Wichtigkeit, wo er geboren war oder woher er kam, und wenn die Ankündigung, daß er ein Ausländer sei, meinem Zwecke entsprach, so hatten es sich die Leute nur selbst zuzuschreiben, wenn sie beim Besuche der Ausstellung nicht genug für ihr Geld erhielten. Ich hatte die Vorliebe der Amerikaner für europäische Treibhauspflanzen bemerkt (und manchmal, wie bei Vivalla Vortheil daraus gezogen), und wenn die, durch mein Zwergexperiment eine Zeitlang ausgeübte

Zweites Kapitel.

Die Reise in Europa. — Tom Thumb.

Einschiffung nach England. — Abschieds-Gedanken. — Der Tabakskniff. — Höflichkeit für's Geld. — Ein Yankee-Führer. — Trübe Aussichten. — Ein Sonnenstrahl. — Der Werth der Zwerge. — Der Londoner Theaterdirektor. — Der zurückgewiesene Adel. — Mr. Everett. — Besuch bei Rothschild. — Der Goldregen. — Unterricht in der Etikette. — Tom Thumb bei der Königin. — Wie man rückwärts zur Thür hinausgeht. — Tom und der Pudel. — Der Prinz von Wales. — Das Königthum und Yankee-Doodle. — Vornehme Popularität. — Die Königin Witwe. — Der eiserne Herzog und Bonaparte. — Der Kaiser Nikolaus. — Die Revue bei Windsor. — Louis Philipp. — Königlicher Fleiß. — Das Schlachtfeld von Waterloo. — Die verstorbenen kriegerischen Freunde. — Ein unerwarteter Fall. — Ländlich, sittlich. — Der Regenguß. — Nachgemachte Reliquien. — Tugend macht den Mann. — Die goldnen Kälber. — Ein Tag in Gesellschaft Albert Smith's. — Wer ist Shakspeare? — Guy von Warwick. — Eine Heerde Schausteller. — Ein starkes Tagewerk. — Schlösserbesuch. — Yankee-Neugierde. — Das Glücksgebäude. — Ein amerikanischer Prinz. — Verdächtige Würste. — Anekdote über Franklin. — Elektrischer Heiligenschein. — Ausgezeichnete Amerikaner. — Der General zu Hause. — Genug für fünfundzwanzig Cents. — Reise durch die vereinigten Staaten. — Der General in Cuba. — Der Truthahn.

Am Donnerstag, den 18. Januar 1844, bestieg ich das nach Liverpool bestimmte, neue und prachtvolle

Packetschiff Yorkshire, Capitain D. G. Bailey. Meine Begleitung bestand aus General Tom Thumb, seinen Eltern, seinem Lehrer und Professor Guillaudeu, dem französischen Naturforscher. Das New-Yorker Messing-Musikcorps erbot sich freundlich, uns bis Sandy Hook das Geleite zu geben und viele von unsren Freunden begleiteten uns.

Halb Ein Uhr verkündigte die Glocke eines der Dampfboote, die unser Schiff die Bucht hinabbugsirten, die Stunde der Trennung. Nun folgte die gewöhnliche Geschäftigkeit, die schnell gesprochenen, aber oft wiederholten Abschiedsworte, der herzliche Händedruck der Freundschaft — und ich gestehe, daß ich mich in entschieden wehmüthiger Stimmung befand.

Mein Name ist so oft in Verbindung mit Vorfällen heiterer Art genannt worden, daß mich wahrscheinlich Viele kummervollen Empfindungen nicht für fähig halten, und der allgemeine Inhalt der vorliegenden Blätter kann möglicher Weise diesen Glauben bestärken. Mein Geist neigt sich unzweifelhaft von Natur zur Heiterkeit, und ich habe meine Vorliebe für das Lustspiel ermuntert, weil sich der Aufmerksamkeit eines Jeden, trotz seiner widerstrebenden Bemühungen, eine hinreichende Menge Trauerspiel aufdrängt; ich würde jedoch mehr oder weniger als ein Mensch sein, wenn ich feierlicher Gedanken unfähig wäre, oder mich nicht oft dem nüchternen Nachdenken hingäbe, welches die ernste Wirklichkeit des Lebens erfordert.

Ich spreche nicht blos von der Trennung von Freunden, oder dem Verlassen des Vaterlandes und der Heimath auf ein paar Monate, oder selbst Jahre, sondern von den gewöhnlicheren Veranlassungen aus der Erfahrung. Ich habe stets Zeiten eines Gefühls der Verlassenheit, ja selbst Traurigkeit gehabt, und hoffe sie stets zu haben; und obschon viele Leute vielleicht nicht einsehen können, wie der Beruf „eines Schaustellers" mit der Religion in Einklang gebracht werden kann, so muß ich doch darauf Anspruch machen, die christliche Religion stets geehrt zu haben. Ich verdanke dem Christenthum die größte Glückseligkeit meines Lebens und möchte um nichts auf der Welt seine Tröstungen entbehren. Die Bibel ist auf allen meinen Reisen als „Schausteller" meine Begleiterin gewesen, und ich habe sie wiederholt aufmerksam von Anfang bis zu Ende durchgelesen. Ob mir ihre Lehren genützt haben oder nicht, ist eine Frage, die hier nicht in Betracht kommt, aber die Lehre der Schrift vom Reiche Gottes und dem zukünftigen Leben ist in Noth und Kummer stets mein größter Trost gewesen, und ich hoffe sie als mein höchstes Gut zu bewahren.

Ich war in weicher Stimmung, denn die Bahn des Schiffes ging nach dem weiten Meere und seinen geheimnißvollen Tiefen, und mein Herz hing an meiner Heimath und meiner Familie. Ich erfaßte zum letzten Male die Hände der scheidenden Freunde, als

sie auf das Bugsirboot stiegen und konnte meine Bewegung nicht bewältigen; als aber die Musik die Melodie: „Heimath, süße Heimath!" anstimmte, strömten meine Thränen reichlich und schnell.

Die Entfernung zwischen dem Schiffe und dem Dampfboot vergrößerte sich schnell. Wir standen auf dem Hinterdeck und wehten mit unseren Taschentüchern, und als die Töne des Yankee-Doodle deutlich über die Wogen herüberschallten und uns begrüßten, gaben wir ein dreifaches Hurrah, und von den gemischten Gefühlen des Schmerzes und der Freude überwältigt, weinte ich innig. Um zwei Uhr verließ uns der Lootse und nun war das letzte sichtbare Band zerrissen, das uns an die Heimath knüpfte.

Die Reise nach Liverpool ist so oft beschrieben worden, daß ich mich der Einzelnheiten enthalten werde. In den beiden ersten aus einer Reihe von hundert Briefen, welche ich während meines Aufenthaltes in Europa als Correspondent des New-Yorker Atlas geschrieben habe, liegt reiches Material vor mir, aber ich werde nur die Thatsachen und Abenteuer aufnehmen und wiedergeben, welche dazu dienen, den Faden meiner Geschichte fortzuspinnen.

In Folge von Windstillen und widrigen Winden waren wir neunzehn Tage unterwegs. Ein besseres Schiff oder einen liebenswürdigeren Capitain hat es nie gegeben. Nur Einigen der Passagiere wurde das gewöhnliche Opfer für Neptun oder die Fische aufer-

legt — und ich gehörte wider Erwarten zu den Verschonten. Es herrschte gute Kameradschaft und die Zeit verfloß mit ziemlicher Schnelligkeit und unter einigen Scherzen.

Unsere Reisegefährten waren hauptsächlich englische Kaufleute aus Canada. Einer derselben classificirte sich unter A Nr. 1 und gab oft zu verstehen, daß er für jeden Yankee ein wenig zu schlau sei. Er prahlte so oft mit seiner Schlauheit, daß ich und ein an Bord befindlicher Yankeefreund beschlossen, sie noch vor unserer Ankunft auf die Probe zu stellen. Am zehnten Tage unserer Reise bot sich eine Gelegenheit hierzu. Wir hatten fast Windstille und die Zeit wurde uns sehr lang. Ich erinnerte mich eines alten Yankee-Streiches und beschloß denselben an John Bull zu versuchen. Nachdem ich die Sache mit meinem Bruder Yankee aus New-York verabredet hatte, schickte ich mich zur Ausführung an. Ich trat unter anscheinend heftigen Zahnschmerzen aus meiner Cajüte und fragte den Kellner, ob sich im Medizinkasten ein Instrument zum Ausziehen eines schmerzenden Kauwerkzeuges befinde. Da dies verneint wurde, so fragte ich meine Reisegefährten, was gut gegen Zahnweh sei. Mein Yankee Freund (und Verbündeter) empfahl Tabak zu erhitzen und dann an das Gesicht zu halten. Ich lieh deshalb etwas Tabak, wickelte ihn in ein Papier von eigenthümlicher Farbe und legte ihn auf den Ofen, um ihn zu erhitzen. Dann entfernte ich

mich auf ein Paar Minuten, während welcher Zeit der Yankee den Vorschlag machte, mir einen Streich zu spielen, indem man den Tabak ausschütte und das Papier mit Asche fülle. Der Spaß gefiel den Passagieren und der Engländer hielt ihn für sehr gut, warf sofort den Tabak in das Feuer und ersetzte ihn durch Asche.

Ich erschien bald wieder, hielt mit größter Gravität das Papier an das Gesicht und fing an als ein wahres Bild des Jammers in der Cajüte auf und ab zu gehen. Es wurde den Passagieren sehr schwer, ihre Heiterkeit zu unterdrücken. Ich hatte ein Papier mit Tabak in der Tasche, und da es von der nämlichen Farbe war, wie das, welches ich an das Gesicht hielt, so gelang es mir Beide zu vertauschen, während ich mich am äußersten Ende der Cajüte befand. Bald darauf rief der lustige Engländer aus:

„Mr. Barnum, was haben Sie in dem Papier da?"

„Tabak," antwortete ich.

„Was wollen Sie wetten, daß es kein Tabak ist?" sagte der Engländer.

„O, quälen Sie mich nicht," erwiederte ich, „mein Zahn thut mir zu weh. Ich weiß daß es Tabak ist, denn ich habe ihn selbst hinein gethan."

„Ich wette ein Dutzend Flaschen Champagner, daß es kein Tabak ist," sagte der Engländer.

„Unsinn," antwortete ich. „Ich mag nicht wet-

ten, denn es würde nicht ehrlich sein; ich weiß, daß es Tabak ist."

„Ich wette mit Ihnen um funfzig Dollars, daß es keiner ist," sagte John Bull und zählte zehn Sovereigns auf den Tisch hin.

„Ich will nicht um das Geld wetten," erwiederte ich, „denn ich sage, ich weiß daß es Tabak ist; ich habe ihn selbst hineingethan."

„Sie wagen es nicht, zu wetten," versetzte er.

Endlich wettete ich um ein Dutzend Champagner, nur um ihm den Gefallen zu thun.

Der Engländer sprang entzückt auf und schrie:

„Oeffnen Sie das Papier! Oeffnen Sie das Papier!"

Die Passagiere drängten sich mit großer Lustigkeit um den Tisch, um mich das Papier öffnen zu sehen, denn sie glaubten sämmtlich, mit Ausnahme des Yankee's, daß ich angeführt wäre. Ich wickelte gelassen das Papier auf und bemerkte:

„Da, ich habe es Ihnen gesagt, daß es Tabak ist — wie thöricht waren Sie, zu glauben, daß es keiner sei — denn ich habe ihn selbst hineingethan."

Die Passagiere sahen einen Augenblick verwundert aus — es dauerte nur einen Augenblick und dann wendete sich das Gelächter mit doppelter Stärke gegen den Engländer. Ich habe nie in meinem Leben einen so närrisch aussehenden Menschen erblickt.

Er war in seine eigene Grube gefallen. Er konnte fünf Minuten lang nicht sprechen. Endlich rief er dem Kellner zu, den Champagner zu bringen, und bemerkte gegen meinen Landsmann mit höchst niedergeschlagener Verachtung: „Das war ein erbärmlicher Yankee-Kniff." Es vergingen mehrere Tage ehe er seine gute Laune wieder erlangte. Zuletzt lachte er jedoch eben so herzlich über den Scherz als irgend Jemand von uns, aber er rühmte sich seiner Extra-Schlauheit nicht wieder.

Am achtzehnten Tage der Fahrt brachte uns der Ruf: „Land ho!" in großer Freude auf das Verdeck. Bald erschienen die schneebedeckten Berge von Wales vor unseren Blicken und drei Stunden darauf befanden wir uns wohlbehalten in den Docks von Liverpool. Auf dem Kai war eine große Menschenmenge versammelt und Viele fragten eifrig nach Tom Thumb, da es in Liverpool vorher bekannt geworden war, daß er auf dem Yorkshire ankommen werde. Es gelang seiner Mutter, ihn ohne bemerkt zu werden, an's Land zu schmuggeln, denn die Leute glaubten nicht, daß er klein genug sei, um wie ein Kind auf dem Arme getragen werden zu können.

Unser Gepäck wurde nach dem Zollhause geschafft und nachdem wir für jeden Gegenstand, dessen englischen Ursprung wir nicht beschwören konnten, Zoll bezahlt hatten, gestattete man uns zu gehen. Wir nahmen Zimmer im Waterloo-Hotel — dem besten in

der Stadt — und nachdem wir einem halben Dutzend Lastträger Jedem eine halbe Krone dafür bezahlt hatten, daß sie unser Gepäck ansahen, denn nicht die Hälfte davon hatte es angerührt, spülten wir unseren Aerger mit einer Flasche Portwein hinunter und aßen zu Mittag einen edlen englischen Rindslentenbraten, nebst einer köstlichen, als „gebratene Scholle mit Garnelen-Sauce" bekannten Delikatesse.

Nach Abfertigung des Mittagsmahles gingen wir aus, um die Stadt zu besichtigen. Wenige Straßen von unserem Gasthause führten mich zu dem Nelson-Denkmale. Während ich dessen vielfache Schönheiten bewunderte, erbot sich ein ehrwürdig aussehender, wohlgekleideter, alter Gentleman freundlich, mir die verschiedenen Verzierungen und Inschriften zu erklären. Seine ganze Seele schien in dieser zur Verewigung des Ruhmes eines edlen und tapferen Helden errichteten Säule zu liegen. Während er die vielen, an diesem großen Kunstwerke so schön hervortretenden Einzelnheiten erklärte, fing ich an eine eigenthümliche Zuneigung für ihn zu fassen. Ich hatte Vieles von der Kälte und dem hochmüthigen Wesen des englischen Volkes gehört und ich freute mich, so bald im Stande zu sein, zu bezeugen, daß es schwer verläumdet worden war.

Da ist einer ihrer Soldaten, sagte ich bei mir, unzweifelhaft ein reicher und angesehener Mann, der sich freiwillig erbietet, mit der freundschaftlichsten Ver-

traulichkeit herzukommen und einem Fremden eine Stunde zu widmen, um ihm die Schönheiten eines edlen Bauwerkes zu zeigen, das seinen und seines Vaterlandes Patriotismus und Stolz befriedigt. Ich fing unwillkürlich an zu rathen, was er wohl werth sein könne und bestimmte endlich sein jährliches Einkommen auf zehntausend Pfund. Die menschliche Natur stieg in meiner Achtung um wenigstens hundert Procent, als ich bedachte, daß ein „alt englischer Gentleman" so reich und dabei so freundlich und uneigennützig sein könne. Ich erwartete schon jeden Augenblick eine Einladung, eine Woche in seinem Hause zuzubringen und in seinem prächtigen Wagen durch die Stadt zu fahren und machte ihm deshalb, voll Beschämung darüber, daß ich seiner Güte so lange zur Last gefallen war, eine dankbare Abschiedsverbeugung, als er die Hand ausstreckte und mit Bettlerstimme bemerkte, daß er für jede Vergütung, welche ich ihm für seine Mühe zu verabreichen beliebe, dankbar sein würde!

Alle meine schönen Träume von seiner Größe waren verflogen, ich steckte ihm einen Schilling in die Hand und ging mit schnellen Schritten fort, indem ich der Schnure an meinem Geldbeutel einen Extra-Ruck gab, während ich denselben in die Tasche steckte. Ehe ich zwanzig Schritte entfernt war, fielen meine Begriffe von der Erhabenheit der Menschen-Natur auf zwanzig Grad unter Null, und ich nahm es als

ausgemachte Thatsache an, daß es in England zwei Schilling und sechs Pence koste, einen Menschen anzusehen, und gerade noch einmal so viel, mit ihm zu sprechen. Es war freilich nur der erste Eindruck und ich fand bald Veranlassung mich zu erinnern, daß auch in anderen Ländern als in England „sonderbare Käuze" gedeihen.

Gegen Abend des nämlichen Tages besuchte mich ein langer, grobknochiger Mann, in meinem Hotel. Er stellte sich mir als einen Bruder Yankee vor und sagte, daß es ihm Vergnügen machen werde, mir die vielen Wunderdinge zu zeigen, welche ein Fremder in Liverpool gern sehen würde.

Ich fragte ihn, seit wie lange er schon in Liverpool wäre und er antwortete: „fast eine Woche!" Ich lehnte seine angebotenen Dienste kurz ab, indem ich bemerkte, daß ich, wenn er erst seit einer Woche in England sei, wahrscheinlich eben so viel davon wisse, wie er.

„O," sagte er, „Sie irren sich. Ich bin schon früher in England gewesen, obgleich ich erst seit Kurzem in Liverpool bin."

„In welchem Theile von England?" fragte ich.

„Dem Niagarafalle gegenüber," antwortete er. „Ich habe dort mehrere Tage mit den englischen Soldaten verlebt."

Ich lachte ihm in's Gesicht und erinnerte ihn, daß England nicht dem Niagarafalle gegenüber liege.

Der unverschämte Schlingel war einen Augenblick verwirrt, dann rief er triumphirend aus:

„Ich meinte nicht England. Ich weiß eben so gut wie Sie, was für ein Land es ist.“

„Nun, was für ein Land ist es denn?“ fragte ich, vollkommen überzeugt, daß er es nicht wisse.

„Natürlicherweise Groß-Britannien,“ sagte er.

Ich brauche nicht zu sagen, daß die Ehre seiner Begleitung als Führer durch Liverpool abgelehnt wurde, und der Bursche entfernte sich anscheinend erzürnt darüber, daß seine Fähigkeiten nicht gehörig gewürdigt worden waren.

Die erwähnten Vorfälle mögen einigermaßen die Wirkung gehabt haben, meinen Geist dadurch niederzudrücken, daß sie meine Achtung vor dem menschlichen Charakter verminderten und die Heiterkeit wurde durch einen Vorfall des nämlichen Tages und später am Abend nicht sehr befördert.

Der Eigenthümer eines billigen Wachsfiguren-Cabinets mit einem Eintrittspreise von anderthalb Penny machte mir einen Besuch. Da ihm die Ankunft der großen amerikanischen Merkwürdigkeit zu Ohren gekommen war, so hatte er die erste Gelegenheit ergriffen, um dem General und mir den Vorschlag eines Engagements zu ungefähr zehn Dollars wöchentlich zu machen, um die Anziehungskraft seines ohnehin schon merkwürdigen Cabinets noch Etwas zu erhöhen.

Ich konnte über die Neuheit des Spaßes nur lachen, und dennoch erfaßte mich Traurigkeit über den Gedanken, daß die Zwerge unter den Modeartikeln in England ziemlich niedrig im Preise ständen. Unter anderen Umständen würde der Schatten auf meinem Pfade schnell verschwunden sein, aber es hatte mich eine Art von Heimweh erfaßt und die Welt begann sehr düster auszusehen. Ich war ein Fremder in einem fremden Lande. Meine Empfehlungsbriefe waren noch nicht abgegeben. Außer dem kleinen Kreise meiner Begleiter hatte ich bis jetzt weder ein bekanntes Gesicht gesehen, noch eine bekannte Stimme gehört. Die menschengefüllten Straßen von Liverpool leerten sich allmälig, als sich der Schleier der Nacht auf die Erde senkte. Ich fühlte mich völlig einsam und muß, auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, gestehen, daß ich im Stillen heftig weinte! Meine Träume trugen mich in dieser Nacht nach der holden Heimath.

Am folgenden Morgen leuchtete ein Sonnenstrahl. Er war in dem folgenden Billet enthalten:

„Madame Celeste empfiehlt sich Mr. Barnum, und erlaubt sich, ihm mitzutheilen, daß ihm ihre Privatloge alle Abende für sich und seinen Freund zu Befehl steht.

Königliches Theater, Williamson Square."

Diese höfliche Einladung wurde am Abend nach dem Empfang dankbar benutzt. In der Loge neben der Celeste's (welche von meiner Gesellschaft mit Ein-

schluß des General's, der zum Theil durch den Mantel seines Lehrers versteckt wurde, besetzt war), saß ein englisches Ehepaar, dessen Aeußeres die Achtbarkeit des Verstandes sowohl als auch die des Reichthums anzeigte. Die Aufmerksamkeit des Generals auf die Vorstellung zog ihre Augen auf sich und die Dame bemerkte gegen mich:

„Was für ein verständig aussehendes Kind sie da haben! Es scheint großes Interesse am Schauspiel zu nehmen."

„Ich bitte um Verzeihung, Madam," sagte ich, „es ist kein Kind. Dies ist der General Tom Thumb."

„Wirklich!" riefen der Herr und die Dame in einem Athem aus. Sie hatten die Ankündigungen unseres Besuches gesehen, die uns in reichem Maße vorausgegangen waren und das was sie von dem Wunderzwerge gehört hatten, wurde durch das was sie sahen, noch übertroffen. Die Aufrichtigkeit ihres Vergnügens war nicht zu bezweifeln, denn sie riethen mir sofort in den schmeichelhaftesten und dringendsten Ausdrücken, den General nach Manchester zu bringen, wo sie wohnten, indem sie mir versicherten, daß seine Schaustellung an diesem Orte höchst einträglich sein würde.

Das ist ein schöner Ersatz für das niederschlagende Anerbieten des Wachsfigurenmannes, dachte ich; diese achtbaren Leute wissen eine Merkwürdigkeit zu

schätzen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß ich sofort angenehme Träume von Erfolgen unter den Baumwollen-Lords von Manchester hatte.

Ich dankte meinen neuen Freunden für ihren Rath und ihre Ermuthigung und erlaubte mir die Frage, welchen Preis sie mir für den Eintritt festzustellen riethen.

„Der General ist eine so besondere Merkwürdigkeit," sagte die Dame, „daß ich glaube, Sie könnten bis auf zwei Pence gehen."

Sie wurde jedoch sogleich durch ihren Gemahl unterbrochen, der augenscheinlich der sparsame Theil der Familie war. „Ich bin überzeugt, daß Sie bei diesem Preise nichts gewinnen würden," sagte er, „Sie sollten den Eintrittspreis auf einen Penny setzen, denn das bezahlt man in England gewöhnlich für den Anblick von Riesen und Zwergen."

Schlimmer und immer schlimmer. „Welch ein Fall war dies, meine Landsleute!" Aber die Reaction brachte mich sofort auf die Füße, der alte Muth war erwacht, ich war wieder ich selbst, und antwortete: „Niemals soll der Preis weniger als einen Schilling-Sterling betragen, und der englische Adel wird noch Gold bezahlen, um den General Tom Thumb zu sehen!"

Ich hatte die Absicht gehabt, unmittelbar nach London zu gehen und die Operationen, wo möglich im Hauptquartier — das heißt, im Palaste zu be-

ginnen. Aber ich erfuhr, daß die königliche Familie wegen des Todes des Vaters des Prinzen Albert Trauer hatte und die Annäherung von Unterhaltungen nicht gestatten würde. Meine Empfehlungsbriefe brachten mich bald in freundschaftliche Beziehungen zu vielen ausgezeichneten Familien und ich wurde veranlaßt, einen Saal zu miethen und den General auf kurze Zeit dem Publikum von Liverpool vorzuführen.

Mittlerweile erhielt ich unter der Hand die Nachricht, daß Mr. Maddox, der Director des Prinzessin-Theaters ankommen werde, um meine Ausstellung, mit der Absicht eines Engagements in Augenschein zu nehmen. Er kam insgeheim, aber ich war auf seine Gegenwart und seinen Zweck vorbereitet. Ein Freund zeigte ihn mir im Saale und als ich zu ihm trat und ihn bei seinem Namen nannte, war er ganz „verblüfft" und gestand den Zweck seines Besuches in Liverpool ein. Eine Zusammenkunft führte ein Engagement des Generals auf drei Abende am Prinzessin-Theater herbei. Ich war nicht geneigt, mich auf längere Zeit zu binden und willigte in dieses kurze, obschon unter günstigen Bedingungen abgeschlossene Engagement nur wie in ein Ankündigungsmittel.

Der General machte auf dem Prinzessin-Theater so entschiedenes Furore, daß es schwer gewesen sein dürfte, zu sagen, wer am meisten befriedigt war, ob die Zuschauer, der Director oder ich. Die Ersteren waren befriedigt, weil es nicht anders sein konnte,

der zweite, weil er bei dem Geschäft Geld verdient hatte, und ich, weil ich den sichtbaren Beweis des Erfolges in London vor mir sah. Es wurde mir für ein neues Engagement eine viel größere Summe geboten, aber mein Zweck war vollständig erreicht. Es war bekannt, daß General Tom Thumb als eine unvergleichliche Merkwürdigkeit da sei, und es blieb mir nur noch übrig, ihn „auf eig'ne Faust", zu meiner Zeit und nach meiner Art vor das Publikum zu bringen.

Ich hatte in Grafton-street, im West-End, dem Mittelpunkte der Fashion ein möblirtes Haus gemiethet. Lord Brougham und ein halbes Dutzend Familien der Vollblut-Aristokratie und viele vom niederen Adel waren meine Nachbarn. Das Haus war mehrere Jahre lang vorher von Lord Talbot bewohnt gewesen. Von dieser prächtigen Wohnung aus schickte ich den Redacteuren und verschiedenen Adeligen Einladungen, den General zu besuchen. Die Meisten kamen und wurden höchlich befriedigt. Die Bewunderung sprach sich in den hohen Kreisen sogar so lebhaft aus, daß Uneingeladene in wappengeschmückten Equipagen an meiner Thüre vorfuhren und keinen Einlaß fanden.

Dieses Verfahren war unter den gegebenen Verhältnissen, obschon einigermaßen eine politische Maßregel, weder sonderbar noch gewagt. Ich hatte noch keine öffentliche Ausstellung angekündigt, und es kam

mir als amerikanischem Privatmanne zu, die Würde meiner Stellung zu wahren. Ich hatte deshalb meinen nach englischer Sitte bordirten und gepuderten Bedienten angewiesen, Jeden, der nicht eine Einladungskarte brachte, den Zutritt in mein Haus zu versagen, wenn der Besuch meinem „Pflegebefohlenen" galt. Er that dies auf geeignete Weise und Niemand konnte sich dadurch beleidigt fühlen, obgleich ich stets Sorge trug, denen, die nicht zugelassen worden waren, sofort Einladungskarten zu senden.

In der ersten Woche unseres Aufenthaltes in London besuchte mich Mr. Everett, der amerikanische Gesandte, für welchen ich Empfehlungsbriefe hatte und fand großen Gefallen an seinem winzigen, aber berühmten Landsmann. Auf seine Einladung speisten wir am folgenden Tage bei ihm und seine Familie überschüttete den jungen Amerikaner mit Geschenken. Mr. Everett war so gütig, mir zu versprechen, daß er persönlich im Palaste seinen Einfluß, in der Absicht benutzen wolle, Tom Thumb Ihrer Majestät der Königin Victoria vorzustellen.

Ein paar Tage später schickte die Baronin Rothschild Abends ihren Wagen, um uns abzuholen. Ihre Wohnung ist ein edles Gebäude in Piccadilly, von einer hohen Mauer umgeben, durch deren Thor unser Wagen zu dem Haupteingange fuhr. Hier wurden wir von einem halben Dutzend Bedienten empfangen, die elegant in schwarze Fracks und Pantalons, weiße Westen,

Halstücher und Glacehandschuhe gekleidet waren und völlig wie Gentlemen aussahen. Ein alter Bursche trug Livree — einen schwer bordirten Rock, Kniehosen, eine große gekräuselte und gepuderte Perrücke und Alles Uebrige damit im Einklange. Die Vorhalle war glänzend erleuchtet und auf beiden Seiten mit der schönsten Bildhauerarbeit geschmückt. Wir wurden eine breite Marmortreppe hinauf geführt und unsere Namen an der Thüre des Besuchzimmers von einem elegant gekleideten Bedienten verkündet, den ich unter anderen Umständen für ein Mitglied der edlen Familie gehalten haben würde.

Als wir in das Besuchzimmer traten, erblickte mein Auge eine so glänzende Pracht, daß es mir unmöglich ist, sie zu beschreiben. Die Baronin saß auf einem prächtigen, mit reichem gemustertem Seidendamast überzogenem Sopha (mehrere ähnliche standen im Zimmer umher) und verschiedene Lords und Ladies saßen auf zierlich geschnitzten und mit Gold bedeckten Stühlen, die mit Ausnahme der Sitze von kostbarem Sammt, wirklich wie gediegenes Gold aussahen. Zu beiden Seiten des Kamins standen Marmorstatuen, rechts davon befanden sich Glasschränke, welche Urnen, Vasen und tausend andere aus Gold, Silber, Diamanten, Alabaster, Perlmutter u. s. w. gemachte Dinge von der schönsten Arbeit enthielten. Der Mitteltisch und mehrere Tische von der Größe und fast der Gestalt von Pianofortes, die sämmtlich mit Gold be-

deckt oder von Ebenholz gemacht und dicht mit Perlen von verschiedenen Farben eingelegt waren, trugen eine Last von Bijoux jeder Art, die an Eleganz Alles übertrafen, was ich mir jemals hatte träumen lassen. Die Stühle an dem einen Ende des Zimmers waren von Ebenholz, mit Perlen und Gold eingelegt und mit eleganten Damastkissen versehen. Die Wände waren getäfelt und schwer vergoldet, die Vorhänge und Verzierungen von der kostbarsten Art. Die ungeheuren Kron- und Wandleuchter zu beschreiben, liegt außer meiner Macht und ich bekenne meine gänzliche Unfähigkeit einen richtigen Begriff von dem Glanze zu geben, in welchem die Gattin des reichsten Bankiers der Welt lebte.

Hier verweilten wir ungefähr zwei Stunden. Es waren gegen zwanzig Lords und Ladies zugegen. Als ich Abschied nahm, wurde mir eine elegante und wohlgefüllte Börse in die Hand gedrückt, und ich fühlte, daß der goldne Regen zu fallen anfing!

Dies konnte keine Täuschung sein, denn genau der nämliche Streich wurde mir kurz darauf in dem Hause des Mr. Drummond, eines anderen reichen Bankiers gespielt.

Jetzt miethete ich die „Egyptian-Hall" in Piccadilly und der Anzeige meiner unvergleichlichen Schaustellung folgte bald ein Andrang von Zuschauern, unter welchen der Reichthum und die Modewelt von London stark vertreten war.

Ich traf diese Anordnung, weil ich (wegen des oben erwähnten Grundes) wenig Hoffnung hatte, bald der Königin vorgestellt zu werden, aber Mr. Everett's großmüthiger Einfluß verhalf mir zur Erreichung meiner Absicht.

Auf seine Einladung frühstückte ich eines Morgens bei ihm mit Mr. Charles Murray, einem Schriftsteller von gutem Rufe, der das Amt eines königlichen Hofmeisters bekleidete.

Im Verlaufe des Gespräches erkundigte sich Mr. Murray nach meinen Plänen und ich benachrichtigte ihn, daß ich beabsichtige in Kurzem nach dem Continente zu gehen, obschon ich mit Vergnügen dableiben würde, wenn der General eine Zusammenkunft mit der Königin haben könne, und setzte hinzu, daß ein solches Ereigniß von großer Wichtigkeit für mich sein würde.

Mr. Murray bot mir freundlich seine Vermittelung an, und bald darauf brachte mir ein Leibgardist, ein großer, edel aussehender, seiner Stellung angemessen geschmückter Mann ein Billet, welches die Einladung für General Tom Thumb und seinen Führer Mr. Barnum enthielt, an einem näher bezeichneten Abend im Buckingham-Palaste zu erscheinen. Am nämlichen Tage überbrachte mir Mr. Murray auf den Befehl Ihrer Majestät die specielle Anweisung, daß ich den General so vor ihr erscheinen lassen solle, wie er vor jedem Anderen auftreten würde, ohne alle Abrich-

tung im Gebrauche der königlichen Titel, da ihn die Königin natürlich und ungezwungen handeln sehen wolle.

Ich war entschlossen, aus dieser Gelegenheit so viel Nutzen zu ziehen, als möglich, und schlug an der Thüre der Egyptian Hall ein Plakat an: „Für heute Abend geschlossen, da sich der General Tom Thumb auf Befehl Ihrer Majestät im Buckingham-Palaste befindet."

Bei der Ankunft im Palaste unterrichtete mich der dienstthuende Lord über die Art und Weise, wie ich mich in der königlichen Gegenwart verhalten solle. Ich sollte alle Fragen Ihrer Majestät durch ihn beantworten und auf keinen Fall direkt zu der Königin sprechen. Bei'm Fortgehen sollte ich rückwärts schreiten, indem ich Ihrer Majestät stets das Gesicht zuwende, und der edle Lord gab mir gütigst eine Probe dieser rückgängigen Bewegung. In wie fern ich von seinen Lehren und seinem Beispiele Nutzen zog, wird man gleich sehen.

Wir wurden durch einen langen Gang zu einer breiten Marmortreppe geführt, welche uns zu der herrlichen Gemälde-Gallerie der Königin brachte, wo Ihre Majestät und Prinz Albert, die Herzogin von Kent und zwanzig bis dreißig Personen vom Adel unsere Ankunft erwarteten. Als die Thüren geöffnet wurden, standen sie am äußersten Ende des Gemaches, und der General täppelte herein, wobei er wie eine

mit Bewegungskraft begabte Wachs-Puppe aussah. Ueberraschung und Vergnügen malten sich auf den Gesichtern des königlichen Cirkels, als man dieses Menschenatom um so viel kleiner erblickte, als man augenscheinlich erwartet hatte.

Der General näherte sich mit festen Schritten, und als er auf Gehörweite gekommen war, machte er eine zierliche Verbeugung und rief: „Guten Abend, meine Damen und Herren!“

Diese Begrüßung rief einen Ausbruch von Gelächter hervor. Nun faßte ihn die Königin bei der Hand, führte ihn durch die Gallerie und that viele Fragen an ihn, deren Beantwortung die Gesellschaft in ununterbrochener Heiterkeit erhielt. Der General benachrichtigte die Königin vertraulich, daß ihre Gallerie vom „ersten Range“ sei, und sagte ihr, daß er gern den Prinzen von Wales sehen möchte. Die Königin antwortete, daß sich der Prinz zur Ruhe begeben habe, daß er ihn aber bei einer späteren Gelegenheit sehen solle. Dann führte der General seine Lieder, Tänze, Nachahmungen u. s. w. auf, und nach einer Unterhaltung mit Prinz Albert und sämmtlichen Anwesenden, die länger als eine Stunde dauerte, erhielten wir Erlaubniß, uns zu entfernen.

Ehe ich die Procedur und die Ereignisse des „Rückwärtshinausgehens“ beschreibe, muß ich bekennen, wie schwer ich die Rathschläge des dienstthuenden Lords mißachtete. Während Prinz Albert und

Andere mit Tom beschäftigt waren, ersuchte mich die Königin um Nachricht über dessen Geschichte u. s. w. Zwei bis drei Fragen wurden auf die bei meinem Unterricht angegebene Weise gestellt und beantwortet. Dies war ein umständlicher Weg, die Sache zu betreiben, der mir ganz und gar nicht gefiel, und ich vermuthe, daß der dienstthuende Lord tief entsetzt, wo nicht beleidigt wurde, als ich die Rede direkt an Ihre Majestät richtete. Sie schien jedoch nicht geneigt zu sein, meine Kühnheit zurückzuweisen, denn sie sprach sofort unmittelbar zu mir, um die gewünschten Nachrichten zu erhalten. Ich fühlte mich in ihrer Gegenwart vollkommen behaglich und konnte nicht umhin, einen Vergleich zwischen ihrem verständigen und liebenswürdigen Wesen und der Steifheit und Förmlichkeit der Emporkömmlings-Aristokratie in unserem Lande und anderwärts anzustellen.

Die Königin war einfach in Schwarz gekleidet und trug keinen Schmuck. Ein Fremder würde sie, umgeben von Damen, die mit der höchsten Pracht gekleidet waren und deren Anzüge von Diamanten funkelten, gewiß für die letzte Person in diesem Kreise angesehen haben, welche die Königin von England hätte sein können.

Der dienstthuende Lord wurde vielleicht wieder mit mir ausgesöhnt, als er mich bei der Entfernung aus der königlichen Gegenwart sein erhabenes Beispiel befolgen sah. Er war an die Procedur gewöhnt

und deshalb im Stande, Etwas vor mir (oder vielmehr hinter mir) zu bleiben, aber selbst ich ging noch Etwas zu schnell für das andere Mitglied der abtretenden Gesellschaft. Wir mußten in dieser langen Gallerie eine beträchtliche Strecke gehen, ehe wir die Thüre erreichten, und so oft der General gewahr wurde, daß er das Terrain verlor, drehte er sich um und lief einige Schritte weit, dann nahm er seine Stellung des „Rückwärtshinausgehens" wieder an, hierauf drehte er sich nochmals um und lief, und fuhr auf diese Art fort, in seinem Verfahren an die Thüre zu gelangen abzuwechseln, bis die Gallerie wirklich von dem Lachen der königlichen Zuschauer wiederhallte. Es war sicherlich, und besonders der Schlußakt, eines der unterhaltendsten Schauspiele, das ich jemals gesehen habe. Das Laufen war unter den gegebenen Verhältnissen ein hinreichend schweres Vergehen, um die Entrüstung des Lieblingspudels der Königin zu wecken, und er gab sein Mißfallen durch ein so scharfes Bellen zu erkennen, daß der General die Fassung verlor. Er sammelte sich jedoch augenblicklich wieder und machte mit seinem kleinen Stocke einen Angriff auf den Hund, aus welchem ein spaßhafter Kampf hervorging, der die Heiteekeit der königlichen Gesellschaft auf's Neue hervorrief und erhöhte.

Dies geschah in der Nähe der Ausgangsthüre. Wir waren kaum in das Vorzimmer getreten, als eine der Damen der Königin zu uns kam und uns

sagte, Ihre Majestät hoffe, daß der General keinen Schaden genommen habe, und der diensthuende Lord setzte scherzhaft hinzu, daß er im Falle der Verletzung einer so berühmten Person eine Kriegserklärung der Vereinigten Staaten fürchten würde.

Die Aufmerksamkeiten des Palastes waren noch nicht erschöpft, denn man geleitete uns in ein Zimmer, wo Erfrischungen für uns bereit standen. Wir erwiesen den Gerichten volle Ehre, obgleich mein Geist mehr mit der Zukunft als mit dem Genusse der Gegenwart beschäftigt war. Es lag mir daran, daß das „Court Circular" des folgenden Tages mehr als blos eine Zeile in Bezug auf die Zusammenkunft des Generals mit der Königin enthalten möge, und auf meine Frage erfuhr ich, daß der Herr, dem dieser Theil der Zeitung oblag, eben im Palaste sei: Derselbe erschien auf meine Bitte und gewährte mir bereitwillig mein Gesuch um eine Notiz, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen würde. Er forderte mich sogar großmüthig auf, ihm einen Umriß dessen, was ich wünschte, zu geben, und ich sah später mit Vergnügen, daß er meine Notiz wörtlich aufgenommen hatte.

Der erhöhte Andrang nöthigte mich, einen geräumigeren Saal zu meiner Schaustellung zu nehmen. Ich ging deshalb in das größere Zimmer des nämlichen Gebäudes, welches unser Landsmann Mr. Catlin einige Zeit vorher für seine große Gallerie von

Portraits amerikanischer Indianer und indianischer Merkwürdigkeiten inne gehabt hatte, die sämmtlich als Ausschmückung dablieben.

Bei unserem zweiten Besuche bei der Königin wurden wir in dem sogenannten „gelben Besuchzimmer“ empfangen; dies ist ein prächtiges Gemach, das an Glanz und Reichthum Alles Derartige übertrifft, was ich jemals gesehen habe. Es liegt auf der Nordseite der Gallerie, durch welche man zu demselben gelangt. Es war mit Tapeten von kostbarem, gelben Seiden-Damast ausgeschlagen, und die Lehnstühle, Sophas und Stühle mit demselben Stoffe überzogen. Die Vasen, Urnen und Verzierungen waren sämmtlich nach modernen Façons und von der ausgezeichnetsten Arbeit. Das Zimmer war in Gold getäfelt, und die schweren Friese schön geschnitzt und vergoldet. Die Tische, Pianofortes u. s. w. waren mit Gold verziert, und mit Perlmutter von verschiedener Farbe in den elegantesten Zeichnungen ausgelegt.

Wir wurden in dieses prachtvolle Zimmer geführt, ehe die Königin und der königliche Cirkel das Speisezimmer verlassen hatten, und als sie sich näherten, verbeugte sich der General ehrerbietig und bemerkte gegen Ihre Majestät, daß er sie schon gesehen habe, indem er hinzu setzte: das Zimmer hier kommt mir schöner vor als die Gemäldegallerie; der Kronleuchter dort ist sehr schön.

Die Königin erfaßte lächelnd seine Hand und sagte, sie hoffe, daß er sich wohl befinde.

„Ja, Madam," antwortete er, „ich befinde mich ausgezeichnet."

„General," fuhr die Königin fort, „dies ist der Prinz von Wales."

„Wie befinden Sie sich, Prinz?" sagte der General, indem er ihm die Hand schüttelte; dann stellte er sich neben den Prinzen und bemerkte: „Der Prinz ist größer als ich, aber ich f ü h l e mich eben so groß wie jeder Andre," worauf er unter dem lauten Gelächter aller Anwesenden stolz wie ein Pfau im Zimmer auf- und abschritt.

Nun stellte ihm die Königin die älteste Prinzessin vor, und der General führte sie sofort zu seinem kleinen, eleganten Sopha, welchen wir mitgenommen hatten und setzte sich mit großer Höflichkeit neben sie. Bald darauf erhob er sich und gab seine verschiedenen Vorstellungen, wie früher, zum Besten, worauf ihm die Königin ein elegantes und kostbares Souvenir einhändigte, das auf ihren Befehl besonders für ihn gemacht worden war — wofür er, wie er zu ihr sagte, „ihr sehr verbunden wäre, und er würde es aufbewahren, so lange er lebe."

Die Königin von Belgien (die Tochter Louis Philipp's) war bei dieser Gelegenheit anwesend. Sie fragte den General, wohin er von London ginge.

„Nach Paris," antwortete er.

„Wen erwarten Sie dort zu sehen?“ fuhr sie fort.

Jedermann erwartete natürlicher Weise, daß er antworten werde: „Den König von Frankreich,“ aber der kleine Bursche erwiderte:

„Ich werde in Paris Monsieur Guillaudeu sehen.“

Die beiden Königinnen blickten mich fragend an, und als ich sie benachrichtigte, daß Monsieur Guillaudeu mein französischer Naturforscher sei, der mir nach Paris vorausgegangen war, lachten sie auf das Herzlichste.

Bei unsrem dritten Besuche im Buckingham-Palaste war der König von Belgien gleichfalls zugegen. Er war hoch erfreut und that eine Menge Fragen. Die Königin Victoria forderte den General auf ein Lied zu singen und fragte ihn, welches Lied er am liebsten singe.

„Den Yankee-Doodle,“ antwortete er schnell.

Diese Antwort war mir eben so unerwartet, wie der königlichen Gesellschaft. Als sich die dadurch hervorgerufene Heiterkeit etwas gelegt hatte, bemerkte die Königin gutgelaunt: „Das ist ein sehr hübsches Lied, General, singen Sie es, wenn es Ihnen beliebt.“ Der General that es, und wir zogen uns bald darauf zurück.

Ich muß noch bemerken, daß mir nach jedem unsrer drei Besuche im Buckingham-Palaste ein hübsches Douceur, natürlicher Weise auf Befehl der Königin,

zugeschickt wurde. Dies war jedoch der geringste der aus diesen Vorfällen entspringenden Vortheile, wie Jedem einleuchten wird, der die Macht des Beispieles des Hofes in England in Betracht zieht.

Das englische Publikum war jetzt hinlänglich angeregt. Es wurde für entschieden unfashionable erklärt, den General Tom Thumb nicht gesehen zu haben, und vom 20. März bis zum 20. Juli waren die Levers des kleinen Generals in der Egyptian-Hall fortwährend überfüllt, wobei die Einnahmen durchschnittlich ungefähr fünfhundert Dollars den Tag betrugen, und manchmal diese Summe bedeutend überstiegen. Während der fashionablen Stunde hat man oft zwischen funfzig und sechzig adlige Equipagen zugleich vor unsrem Ausstellungslocale in Piccadilly gezählt.

In sämmtlichen illustrirten Blättern jener Zeit erschienen Portraits des Generals. Polkas und Quadrillen wurden nach ihm benannt, und Lieder zu seinem Ruhme gesungen. Er gab dem „London Punch" fast fortwährend Stoff, und der General und ich wurden von demselben so zierlich aufgetischt, daß es ohne Zweifel nicht wenig zur Erhöhung unsrer Einnahmen beitrug.

Die Ausgaben für den Saal betrugen nur vierundvierzig Pfund monatlich, und unsere Familienausgaben beliefen sich, da wir jetzt eine eigne Haushaltung führten, nur durchschnittlich auf ein Pfund die Per-

son jede Woche. Unser sämmtlicher Aufwand, einschließlich der Druckkosten und Allem zu der Schaustellung Gehörigen, berechne ich auf funfzig Dollars täglich.

Außer seinen drei öffentlichen Vorstellungen jeden Tag, besuchte der kleine General wöchentlich drei bis vier Privatgesellschaften, für welche wir jedes Mal acht bis zehn Guineen erhielten. Wir besuchten oft zwei Gesellschaften am nämlichen Abend, und konnten die Nachfrage in dieser Hinsicht nicht vollständig befriedigen.

Eines Nachmittags ersuchte die Königin Witwe Adelaide, den General um seinen Besuch in Marlborough-house. Er ging in seinem Hofcostüm, das aus einem reichgestickten braunen Frack von Seiden-Sammt und kurzen Beinkleidern, weißseidner Weste mit bunter Stickerei, weißen seidnen Strümpfen und Schuhen, Perrücke, Haarbeutel, dreieckigem Hute und einem Galadegen bestand.

„Ei, General," sagte die Königin Witwe, „Sie kommen mir heute prächtig aufgeputzt vor."

„Das glaube ich wohl," meinte der General selbstgefällig.

Es war eine große adlige Gesellschaft zugegen. Der alte Herzog von Cambridge bot dem kleinen General eine Prise an, welche er ablehnte.

Der General sang zur großen Unterhaltung und zum Entzücken des hohen Kreises der Besucher seine

Lieder, führte seine Tänze aus gab seine Scherze zum Besten.

„Lieber, kleiner General," sagte die gutherzige Königin, indem sie ihn auf den Schooß nahm, „ich sehe, daß Sie keine Uhr haben. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen eine Uhr mit Kette zu verehren?"

„Das würde mir viel Vergnügen machen," antwortete der General und seine Augen leuchteten bei diesen Worten vor Freude.

„Ich werde sie ganz besonders für Sie anfertigen lassen," erwiderte die Königin Witwe und rief sofort ihren Freund, Lord H**, herbei, um ihn zu ersuchen, dafür Sorge zu tragen, daß der betreffende Befehl ausgeführt werde. Einige Wochen später wurden wir wieder nach Marlborough-house gerufen.

Es waren eine Anzahl adliger Kinder, so wie mehrere von deren Eltern zugegen. Nachdem die Königin Adelaide einige Komplimente mit dem General gewechselt hatte, überreichte sie ihm eine schöne, kleine, goldne Uhr, deren Kette sie ihm eigenhändig um den Hals schlang. Der kleine Bursche war entzückt und wußte kaum, wie er seinen Dank ausdrücken sollte. Die gute Königin gab ihm vortreffliche moralische Rathschläge, die er genau zu befolgen versprach. Es macht mir wirklich Vergnügen, hier bemerken zu können, daß ich den General nie in seinem Leben ein gemeines oder lästerliches Wort habe aussprechen hören.

Seine Sittlichkeit ist in jeder Hinsicht tadellos, und sein Charakter höchst liebenswürdig.

Nachdem er seine Vorstellungen gegeben hatte, entfernten wir uns, und die aus den Händen der Königin Witwe empfangene Uhr, wurde nicht nur gebührend ausposaunt, sondern auch mit den von der Königin Viktoria erhaltenen Geschenken im Ausstellungslocale auf ein Piedestal gelegt und mit einer Glasglocke bedeckt. Diese Geschenke, zu welchen bald eine elegante goldene, mit Türkisen besetzte Schnupftabaksdose von dem Herzog von Devonshire und viele andere kostbare und prächtige Gaben des hohen und niedern Adels kamen, erhöhten die Anziehungskraft der Schaustellung nicht wenig. Der Herzog von Wellington kam häufig, um den kleinen General bei seinen öffentlichen Levers zu besuchen. Bei seinem ersten Besuche stellte der General Napoleon Buonaparte vor, indem er auf der Bühne hin und her ging und dem Anscheine nach in tiefem Nachdenken schnupfte. Er war in volle Uniform gekleidet. Ich stellte ihn dem „eisernen Herzoge" vor, der nach dem Grunde seines Nachdenkens fragte. „Ich dachte eben an den Verlust der Schlacht bei Waterloo," lautete die augenblickliche Antwort des kleinen Generals. Dieser glänzende Witz machte die Runde durch das ganze Land und war für die Ausstellung allein Tausende von Pfunden werth.

Während wir uns in London aufhielten, besuche

im Juni 1844 der Kaiser von Rußland die Königin Victoria. Ich habe ihn bei verschiedenen öffentlichen Anlässen gesehen.

Ich war am 5. Juni bei einer großen Revue der königlichen Haustruppen, die zu Ehren und in Gegenwart des Kaisers von Rußland und des Königs von Sachsen im Windsor-Park gehalten wurde, anwesend. Die letztere königliche Person, so wie Ibrahim Pascha hatte General Tom Thumb in der vorhergehenden Woche besucht.

Der Weg nach Windsor bot dem Blicke eine fast ununterbrochene Reihe von Fuhrwerken und Fußgängern dar, und erinnerte mich an den Weg nach Epsom am Derbytage, wo ich dem Wettrennen beiwohnte, für dessen Beschreibung ich jedoch keinen Platz habe. Die Königin kam mit ihren hohen Gästen gegen Mittag im großen Park von Windsor an. Die Annäherung des königlichen Zuges wurde durch den Zuruf von Hunderten von Zuschauern verkündet. In einem der Wagen befand sich der Prinz von Wales und die königlichen Prinzessinnen. Der Kaiser von Rußland ritt vor dem Wagen der Königin, ihm zur Rechten der König von Sachsen und zu seiner Linken Prinz Albert, der seine Feldmarschalls-Uniform trug. Der Kaiser war in eine dunkelgrüne, russische Uniform gekleidet und trug einen schwarzen Helm mit weißen Federn. Unmittelbar hinter dem Kaiser folgte der Herzog von Wellington zu Pferde, umgeben von Edel-

leuten und Officieren in Uniform. Zwischen diesen ritt Sir Robert Peel und sein gewöhnlicher blauer Frack nebst gelber Weste stachen auffallend gegen die glänzenden Anzüge rings um ihn ab. Der Herzog von Cambridge befand sich in der Nähe des Kaisers.

Bei den verschiedenen Besuchen, welche wir im Laufe der Saison abstatteten, trafen wir fast den ganzen Adel. Ich glaube nicht, daß es ein einziges Mitglied der Aristokratie unterließ, den General Tom Thumb entweder bei sich, bei einem Freunde, oder bei seinen öffentlichen Levers zu sehen.

Bei einigen der ersten Personen des Landes war er ein großer Liebling. Unter diesen will ich nur erwähnen: Sir Robert und Lady Peel, den Herzog und die Herzogin von Buckingham, die Herzöge von Bedford und von Devonshire, Graf d'Orsay, Lady Blessington, Daniel O'Connell, Lord Adolph Fitzclarence, Lord Chesterfield, Mr. und Mrs. Joshua Bates von der Firma Gebrüder Baring u. s. w. u. s. w.

Wir hatten freien Eintritt zu allen Theatern, öffentlichen Gärten und Unterhaltungsörtern und sahen häufig die hervorragendsten Künstler, Redacteure, Dichter und Schriftsteller des Landes.

Albert Smith war und ist einer meiner besonderen Freunde. Er schrieb ein Schauspiel unter dem Titel: „**Hop o'my Thumb**" (der kleine Däumling) für den General, welches derselbe mit großem Bei-

falle auf dem Lyceum-Theater in London und auf mehreren Provinzialtheatern aufführte. Wir waren über drei Jahre von Amerika abwesend und besuchten fast jede Stadt in England und Schottland, so wie Belfast und Dublin in Irland*). In Dublin betrugen unsere Einnahmen am letzten Tage, nachdem wir während der vorhergehenden Woche in der Rotunde Vorstellungen gehalten hatten, zweihunderteinundsechzig Pfund Sterling. Außerdem erhielten wir an demselben Abend für das Auftreten auf dem königlichen Theater funfzig Pfund Sterling. Auch in Frankreich besuchten wir fast alle Städte, und in Belgien Brüssel und verschiedene andere Orte, in welch' letzterer Stadt wir vor dem König Leopold und der Königin in ihrem Palaste erschienen.

In Frankreich besuchten wir den König Louis Philipp und die königliche Familie zu vier verschiedenen Malen und verfügten uns außerdem noch zu unserem eigenen Vergnügen auf erhaltene Einladung am Geburtstage des Königs nach den Tuilerien, um das Feuerwerk u. s. w. anzusehen. Louis Philipp und die Königin, so wie die Schwester des Königs, Madame Adelaide, waren außerordentlich gütig und freundlich gegen den General und machten ihm viel-

---

*) Ich hatte O'Connell öfters im Privatleben getroffen, aber hier hörte ich ihn eine höchst kraftvolle und beredtsame „Repeal"-Rede in der Be[illegible] Halle halten.

fache werthvolle Geschenke, und die Herzogin von Orleans und andere Glieder der königlichen Familie thaten ein Gleiches. Louis Philipp unterhielt sich ganz offenherzig mit mir über Amerika, sagte mir, daß er in den Wigwams mehrerer indianischer Stämme geschlafen habe und die ganze Familie sprach so ungezwungen und war so fern von aller Ceremonie, wie jede andere anständige Familie.

Bei unserem letzten Besuche dieser ausgezeichneten Familie, der im Palaste von St. Cloud, fünf Meilen von Paris stattfand, hatte ich einen Anblick, der meinen Augen wohl that, und dem englischen Adel sowie unserer amerikanischen Aristokratie zur Lehre dienen könnte.

Der kleine General verbrachte eine Stunde bei der königlichen Familie, die an diesem Abende nicht allein den König und die Königin und Madame Adelaide umfaßte, sondern auch die Herzogin von Orleans mit ihrem Sohne, dem Grafen von Paris, den Prinzen Joinville, den Herzog und die Herzogin von Nemours, die Herzogin von Aumale u. s. w. Alle machten ihm beim Abschiede Geschenke, erstickten ihn fast mit Küssen und wünschten ihm glückliche Reise und ein langes, frohes Leben. Bei dieser einzigen Gelegenheit (und zwar auf die besondere Aufforderung des Königs) stellte der General in Frankreich Napoleon Bonaparte in vollem Costüm vor. Nachdem wir

uns von der königlichen Gesellschaft verabschiedet hatten, verfügten wir uns nach einem anderen Theile des Palastes, um den Anzug des Generals zu wechseln und einige Erfrischungen einzunehmen, welche für uns bereit gehalten worden waren. Eine halbe Stunde später, als wir im Begriff standen, den Palast zu verlassen, gingen wir durch eine nach der Eingangsthüre führende Halle und kamen hierbei an dem Wohnzimmer vorüber, wo die königliche Familie den Abend zubrachte. Die Thüre stand offen, und da Einige den General erblickten, so riefen sie ihm zu, herein zu kommen und ihnen noch eine Hand zu geben. Wir traten in das Zimmer und fanden die königlichen Damen, jede mit zwei Lichtern vor sich, um einen viereckigen Tisch sitzend und sämmtlich, mit Einschluß der Königin mit Stickereien beschäftigt, während ihnen eine junge Dame Etwas zu ihrer Erbauung vorlas. Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß dies wohl ein Anblick ist, den man selten in aristokratischen Familien auf beiden Seiten des Oceans hat. Auf den Kirchen-Bazars in Paris habe ich oft Stickereien zum Verkauf ausgestellt gesehen, welche die Aufschrift trugen, daß sie von der Herzogin von Orleans, Madame Adelaide, der Herzogin von Nemours u. s. w. gearbeitet und eingesendet wären.

In Paris machte der General als Schauspieler großes Glück. Er spielte zwei Monate lang auf einem der größten Theater in einem besonders für

ihn geschriebenen französischen Lustspiele unter dem Titel: „Petit Poucet“ *).

Von Paris aus durchreis'ten wir Frankreich. Zu diesem Zwecke kauften wir mehrere Reisewagen und einen bedeckten Waggon auf Federn, welcher die Shetland-Ponies und die Miniatur-Equipage des kleinen Generals führte. Zuerst gingen wir nach Rouen und von dort nach Toulon, wobei wir alle dazwischenliegenden Städte, wie Orleans, Nantes, Brest, Bordeaux, Toulouse, Montpellier, Nismes, Marseille u. s. w. besuchten, dann nach Lille abbogen und nach Belgien hinübergingen.

Während meines Aufenthaltes in Bordeaux sah ich eine Revue mit an, welche die Herzöge von Nemours und Aumale über zwanzigtausend, ein paar Meilen von der Stadt gelagerte Soldaten hielten. Die Manöver der Cavallerie und Infanterie und eines Regiments berittener Artillerie waren vortrefflich und höchst interessant.

Wir befanden uns im südlichen Frankreich zur Zeit der Weinlese. Nichts kann dieses Land während dieser Zeit des Jahres an Schönheit übertreffen. Wir reisten viele Meilen weit, wo das Auge nichts erblickte, als die schönen mit saftigen Trauben bela-

*) Der General wurde zum Mitglied der französischen dramatischen Gesellschaft erwählt.

denen Weinberge und Haine von Olivenbäumen voller Früchte. Es ist wirklich ein Wein- und Oelland.

Während ich in Brüssel war, konnte ich nicht versäumen, das Schlachtfeld von Waterloo zu besuchen. Ich schlug vor, daß unsere Gesellschaft aus Professor Pinte (unserem Dolmetscher), Mr. Stratton, dem Vater des Generals Tom Thumb, Mr. H. G. Sherman und mir bestehen solle. Merkwürdigkeiten zu besichtigen, war für Stratton Etwas ganz Neues, und da wir um vier Uhr Morgens aufbrechen mußten, um den Weg (von acht Stunden) zurück zu legen und zur rechten Zeit zu unsrer Nachmittags-Vorstellung wieder da zu sein, so lehnte er es ab. „Ich mag nicht vor Tagesanbruch aufstehen und eine Reise machen, um ein einfältiges altes Waizenfeld zu sehen,“ sagte Stratton. „Sherwood, versuche es doch nur ein Mal in Deinem Leben, wie ein andrer Mensch zu sein und geh,“ sagte seine Frau. Diese Aufforderung war unwiderstehlich und er willigte ein. Wir bestellten am Abend vorher Wagen und Pferde und fuhren pünktlich zur festgesetzten Stunde ab. Wir hielten bei der hübschen kleinen Kirche im Dorfe Waterloo an, um die zum Andenken an einige im Kampfe gefallene Engländer errichteten Gedächtnißtafeln zu besichtigen. Von dort begaben wir uns nach dem kleinen Hause, in welchem Lord Uxbridge (Marquis von Anglesey) das Bein abgenommen worden war. Ein hübsches, kleines Monument im Garten bezeichnete die

Stelle, wo das zerschmetterte Glied begraben wurde. In dem Hause wird ein Theil des Stiefels gezeigt, welcher angeblich einst das unglückliche Bein bedeckte. Der Besucher kann nicht umhin, der Frau, die das Monument und den Stiefel zeigt, ein bis zwei Franken zu überreichen. Ich that es und Stratton wollte, obgleich er fühlte, daß er den Werth seines Geldes nicht bekommen hatte, doch nicht für geizig gelten und gab der Frau eine Silbermünze. Ich sprach den Wunsch aus, ein Stückchen von dem Stiefel zu besitzen, um es in meinem amerikanischen Museum niederzulegen; die Frau schnitt ohne Zögern ein drei Zoll langes und einen Zoll breites Stück ab. Ich übergab ihr ein paar weitere Franken und da Stratton wünschte, wie er sagte, „ein Stück von dem Stiefel im alten Bridgeport zu zeigen," so erhielt er einen ähnlichen Streifen und bezahlte eine ähnliche Summe. Ich konnte nicht umhin zu denken, daß dies, wenn die Frau mit der Austheilung von Stücken des „echten Stiefels" gegen alle Besucher so freigebig wäre, ungefähr der neunundneunzigtausendachthundertsiebenundsechzigste Stiefel sein müsse, der seit dem Jahre 1815 als der „wirkliche und wahrhafte" zerschnitten worden ist.

Mit dem trostreichen Gedanken, daß die Frau sämmtliche abgelegte Stiefeln in Brüssel und dessen Umgebung aufkaufe und voll Freude darüber, daß außer dem Erfinder des berühmten „Anglesey-Beines"

noch Jemand an jenem Ereignisse Geld verdiene, verfügten wir uns nach dem ungefähr eine Meile davon liegendem Schlachtfelde.

Bei der Ankunft in Mont-Saint-Jean, ungefähr eine halbe Viertelstunde von dem Platze, wurden wir von achtzehn bis zwanzig Personen umringt, die ihre Dienste als Führer zur Angabe der wichtigsten Stellen anboten. Jeder von ihnen behauptete, ganz genau den Ort zu kennen, wo jeder Mann, der an der Schlacht Theil genommen hatte, aufgestellt gewesen sei, und Jeder behauptete natürlicher Weise, bei dem blutigen Kampfe zugegen gewesen zu sein, obgleich sich derselbe vor dreißig Jahren ereignet hatte, und einige dieser Burschen, dem Anscheine nach, nur fünfundzwanzig bis achtundzwanzig Jahre alt waren! Wir wählten einen alten Mann, der zuerst erklärte, „daß er in der Schlacht gefallen sei," sich aber, als er unsere ungläubigen Blicke bemerkte, dazu verstand, seine Angabe dahin zu berichtigen, „daß er fürchterlich verwundet worden wäre und drei Tage auf der Erde gelegen habe, ehe ihm Hülfe gebracht worden sei."

Als wir endlich an Ort und Stelle waren, zeigte uns unser Führer mit großer Gravität den Ort, wo der Herzog von Wellington während eines großen Theiles der Schlacht gestanden hatte, den Platz, wo die Reserve der englischen Armee aufgestellt gewesen war, den Ort, wo Napoleon seine geliebte Garde aufstellte, den Hügel, auf welchem ein interimistisches Ob-

servatorium zu seinem Gebrauche während der Schlacht errichtet worden war, den Theil des Feldes, auf welchem Blücher mit dem preußischen Heere ankam, die genaue Stellung der schottischen Grauen, die Stelle, wo Sir Alexander Gordon, General-Lieutenant Canning und viele andere berühmte Männer gefallen waren. Ich fragte ihn, „ob er mir nicht den Ort zeigen könne, wo Capitain Tippitiwitchet von den connecticut'schen Füsilieren getödtet worden sei." „Oui, Monsieur," antwortete er mit der größten Zuversicht, denn er fühlte sich verpflichtet, jede Einzelheit zu wissen, oder sich doch den Anschein zu geben, als ob er sie wisse. Dann deutete er genau den Ort an, wo mein unglücklicher Freund aus Connecticut den letzten Athemzug gethan hatte. Nachdem er uns die Stellen gezeigt hatte, wo ungefähr zwanzig meiner angeblichen Freunde von Coney Island, New-Jersey, Cape Cod und Saratoga Springs den Geist aufgegeben hatten, überreichten wir ihm seine Gebühr und lehnten es ab, ihn weiter zu bemühen. Stratton murmelte Etwas von Betrügerei, während er ein Paar Franken für die empfangenen Belehrungen hingab.

Als wir das Schlachtfeld verließen, wurden wir von einem Dutzend Personen beiderlei Geschlechts mit Körben an den Armen oder Säcken in den Händen, die verkäufliche Reliquien vom Schlachtfelde enthielten, angesprochen. Ihre Waare bestand aus einer großen Mannichfaltigkeit von Kriegsgeräth: Pistolen,

Kugeln u. s. w., nebst französischen Adlern von Messing, Knöpfen und dergleichen. Ich kaufte Etwas davon für mein Museum, und Stratton war ebenso freigebig, um einen Vorrath für seine Freunde im alten Bridgeport zu erhalten. Dann kauften wir Karten des Schlachtfeldes, Abbildungen des Gedächtnißhügels mit dem colossalen, broncenen belgischen Löwen u. s. w. Diese oft wiederholten Ausgaben verdrossen Stratton sehr und er bemerkte, während er ein Fünffrankenstück für ein „vollständiges Handbuch" hingab, „er vermuthe, daß die Schlacht von Waterloo eine verwünschte Summe mehr gekostet habe, seitdem sie geschlagen worden sei, als vorher!"

Aber sein Unglück nahm damit noch kein Ende. Als wir zwei bis drei Stunden des Heimweges zurückgelegt hatten, ließ der Wagen ein Krachen vernehmen. Wir stiegen ab und fanden, daß die Axe gebrochen war. Es war jetzt ein Viertel auf Zwei. Die Vorstellung des kleinen Generals sollte in Brüssel laut der Ankündigung um zwei Uhr anfangen, und konnte ohne uns nicht stattfinden. Wir wären in der doppelten noch übrigen Zeit nicht im Stande gewesen, die Entfernung zu Fuße zurückzulegen, und da man in diesem Theile des Landes keinen Wagen bekommen konnte, so beschloß ich, mich in die Sache zu fügen und jeden Gedanken an die Vorstellung aufzugeben. Stratton dagegen konnte den Gedanken nicht ertragen, die Aussicht auf eine Einnahme von sechshundert

bis achthundert Franken zu verlieren, und beschloß, die Sache in die Hand zu nehmen, um wo möglich die Gesellschaft zu rechter Zeit für unsere Nachmittagsvorstellung nach Brüssel zu bringen. Er eilte in Begleitung des Dolmetschers, Professor Pinte, nach einem Bauerhause, während Sherman und ich gemächlich die Nachhut bildeten. Stratton fragte den alten Bauer, ob er einen Wagen habe. Er besaß keinen. „Haben Sie kein Fuhrwerk?" fragte er.

„Ja, ich habe das Fuhrwerk dort," antwortete dieser, indem er auf einen alten mit Mist beladenen Karren zeigte, der auf dem Hofe stand.

„Donner! ist das Ihr ganzes Fuhrwerk?" rief Stratton. Da er die Versicherung erhielt, daß es so sei, so schloß er, daß es besser sein würde, auf einem Mistwagen zu fahren, als nicht zu rechter Zeit nach Brüssel zu gelangen.

„Was fordern Sie dafür, wenn Sie uns in drei Viertelstunden nach Brüssel fahren?" fragte Stratton.

„Das ist unmöglich!" antwortete der Bauer; „mein Pferd würde zwei Stunden dazu brauchen."

„Aber wir sind in großer Noth, und wenn wir nicht zur rechten Zeit ankommen, so büßen wir mehr als fünfhundert Franken ein!" sagte Stratton.

Der alte Bauer spitzte jetzt die Ohren und willigte ein, uns für achtzig Franken in einer Stunde nach Brüssel zu schaffen. Stratton versuchte, Etwas abzuhandeln, aber es half nichts.

„O, schlagen Sie ein, Stratton!“ sagte Sherman, „achtzig Franken betragen ja nur sechzehn Dollars, und Sie werden damit wahrscheinlich einhundert retten, denn ich erwarte heute bei unserer Nachmittags-Vorstellung ein volles Haus.“

„Aber ich habe schon gegen zehn Dollars für Unsinn ausgegeben,“ sagte Stratton, „und wir werden außerdem noch den zerbrochenen Wagen bezahlen müssen!“

„Aber was können Sie Besseres thun?“ stimmte Professor Pinte ein.

„Es ist eine schändliche Prellerei, sechzehn Dollars für ein altes Pferd und einen Karren zu verlangen, um fünf Stunden weit zu fahren! Ei, im alten Bridgeport könnte ich es für drei Dollars haben!“ antwortete Stratton ärgerlich.

„Es ist Landessitte,“ sagte Professor Pinte, „und wir müssen uns darein ergeben.“

Dies war, nebenbei gesagt, ein Lieblingsausdruck des Professors. So oft wir betrogen wurden oder fühlten, daß man uns nicht redlich behandle, bemühte sich Pinte stets, es damit zu beschönigen, daß er uns benachrichtigte, es sei „Landessitte“.

„Nun, auf jeden Fall ist es eine verdonnert gemeine Sitte,“ sagte Stratton, „und ich will mir einen solchen Betrug nicht gefallen lassen!“

„Aber was sollen wir sonst thun?“ fragte Mr. Pinte ernst. „Es mag ein hoher Preis sein, aber es

ist besser, diesen zu bezahlen, als unsere Nachmittags-Vorstellung und fünf- bis sechshundert Franken zu verlieren.“

Diese Berufung auf den Geldbeutel erweichte Stratton's Gefühle; er fügte sich daher in die Prellerei und sagte zu unserem Dolmetscher: „Nun gut, sagen Sie dem alten Spitzbuben, daß er seinen Mistkarren so schnell als möglich auslادet, sonst verlieren wir noch eine halbe Stunde mit der Abfahrt.“

Der Karren wurde ausgeladen und ein großes, träge aussehendes, flämisches Pferd mit Strick-Geschirr daran gespannt. Man legte ein Paar Breter zum Sitzen auf den Karren, und die Gesellschaft kletterte in das ländliche Fuhrwerk; ein rothköpfiger Junge, der Sohn des Bauers, bestieg das Pferd, und Stratton gab den Befehl: „Vorwärts!“

„Warten Sie einen Augenblick,“ sagte der Bauer, „Sie haben mich noch nicht bezahlt!“

„Ich werde Ihren Jungen bezahlen, wenn wir nach Brüssel kommen, vorausgesetzt, daß er in einer Stunde dorthin gelangt,“ antwortete Stratton.

„O, er wird ganz gewiß in einer Stunde hinkommen,“ sagte der Bauer; „aber ich kann ihn nicht fortlassen, wenn Sie mich nicht im Voraus bezahlen.“

Die Zeit verfloß schnell, der gefürchtete Verlust der heutigen Vorstellung des Generals Tom Thumb schwebte ihm vor Augen, und Stratton fuhr verzweiflungsvoll in die Tasche und zog sechszehn Fünf-

frankstücke heraus, welche er einzeln dem Bauer in die Hand fallen ließ; dann rief er dem Jungen zu: „Da, jetzt versuche, ob Du vorwärts kommen kannst!“

Der Junge kam vorwärts, aber mit einem solchen Schneckenschritt, daß es einem Menschen mit leidlichen Augen schwer gefallen sein würde, zu entscheiden, ob sich das Pferd bewege, oder stille stehe. Um die Sache noch unterhaltender zu machen, fing es an, in Strömen zu regnen. Da wir Brüssel in einem Wagen verlassen hatten und uns der Morgen einen schönen Tag versprach, so waren wir nicht mit Regenschirmen versehen. Wir waren bald bis auf die Haut durchnäßt. Wir lachten und ertrugen es eine Zeit lang ohne Murren. Endlich ersuchte Stratton, der fast zu ergrimmt war, um sprechen zu können, Mr. Pinte, den rothköpfigen Burschen zu fragen, ob er beabsichtige, sein Pferd den ganzen Weg bis nach Brüssel gehen zu lassen.

„Freilich,“ antwortete der Junge; „es ist zu groß und fett, um Etwas Anderes zu thun, als zu gehen. Wir lassen es niemals traben.“

Stratton war über den Gedanken an den Verlust der heutigen Vorstellung entsetzt, und verwünschte den Jungen, den Karren, den Regen, das Unglück und sogar die Schlacht von Waterloo. Aber es half Alles nichts; das Pferd wollte nicht laufen, wohl aber der Regen — unsren Rücken hinunter.

Um zwei Uhr, der für unsere Vorstellung festge-

setzten Zeit, waren wir noch gegen drei Stunden von Brüssel entfernt. Das Pferd ging langsam und philosophisch im Schritte unter dem unbarmherzigen Sturme weiter, wobei der Dampf zur nicht geringen Qual unserer Riechwerkzeuge majestätisch von dem alten Mistkarren aufstieg. „Auf diese Art werden wir zwei Stunden brauchen, um nach Brüssel zu kommen!" murrte Stratton.

„O," antwortete der Junge, „es wird nur zwei Stunden seit der Abfahrt betragen!"

„Aber Dein Vater hat versprochen, uns in einer Stunde hin zu schaffen!" antwortete Stratton.

„Ich weiß es wohl," erwiederte der Junge; „aber er hat es gewußt, daß mehr als zwei dazu nöthig sein würden."

„Ich werde ihn auf Schadenersatz verklagen, bei'm Donner!" sagte Stratton.

„O, das würde Ihnen nichts nützen!" versetzte Mr. Pinte, „denn Sie würden in diesem Lande keine Genugthuung erlangen können."

„Aber ich werde mehr als einhundert Dollars dadurch verlieren, daß ich zwei Stunden brauche, anstatt Einer!" sagte Stratton.

„Darum kümmert man sich nicht; man kümmert sich nur um Ihre achtzig Franken," bemerkte Pinte.

„Aber ich bin belogen und beschwindelt worden!" antwortete Stratton.

„O, daraus dürfen Sie sich nichts machen, das ist Landessitte!“

Stratton stieß gegen das „Land“ und seine „Sitten“ eine neue Verwünschung aus.

Alles muß zuletzt ein Ende nehmen, und so kam denn auch unsere Gesellschaft schließlich mit Karren und Allem in Brüssel gerade zwei und eine halbe Stunde nach der Abfahrt von dem Hause des Bauers an. Natürlicher Weise war es zu spät, den kleinen General sehen zu lassen. Hunderte von Zuschauern waren mißvergnügt wieder fort gegangen.

Voll verzweifelter Empfindungen begab sich Stratton nach einem Barbierladen. Er besaß einen schönen, schwarzen und dichten Haarwuchs, auf den er ein wenig stolz war, und welchen er jeden Morgen dem Brenneisen des Friseurs überließ. Er hatte sich seit mehreren Wochen das Haar nicht schneiden lassen, und nachdem er rasirt war, ersuchte er den Barbier, seine wallenden Locken ein wenig zu stutzen. Der Barbier schnitt die Enden der Haare ab und fragte Stratton, ob dies genug sei. „Nein,“ antwortete dieser, „ich will es Etwas kürzer gestutzt haben; schneiden Sie nur zu, ich werde Ihnen schon sagen, wenn Sie aufhören sollen.“

Stratton war zu ungewohnter Stunde aus dem Bett gestiegen und fing an, sich nach den Beschwerden und der Aufregung des Vormittags etwas schläfrig zu fühlen. Diese Empfindung wurde durch das lindernde

Gefühl des Schurverfahrens erhöht, und während der Barbier ruhig seine Arbeit fortsetzte, versank Stratton eben so ruhig in Schlummer. Der Barbier wanderte über seinen ganzen Kopf weg, wobei er mit jedem Schnitte ein paar Zoll Haar abschor. Dann hielt er einen Augenblick inne, in der Erwartung, daß sein Kunde ihm sagen werde, es sei genug, aber der arglose Stratton gab kein Wort von sich, und da der Barbier glaubte, daß er das Haar noch nicht kurz genug geschnitten habe, so fing er die Procedur wieder von vorn an. Nun wartete er wieder auf Antwort, ohne sich im Geringsten träumen zu lassen, daß sein Kunde schlafe. Da er jedoch bedachte, daß ihm Stratton gesagt hatte: „nur zuzuschneiden, er werde ihm schon sagen, wenn er aufhören solle," so wanderte der unschuldige Barbier zum dritten Male über den Kopf und schnitt das Haar fast so kurz, als ob es mit dem Messer abrasirt worden wäre. Als er fertig war, wartete er wieder auf die Befehle seines Kunden, aber dieser ließ kein Wort von sich hören. Der Barbier war erstaunt, und dieses Erstaunen vermehrte sich, als er ein Geräusch vernahm, das einem dem Geruchsorgan seines arglosen Opfers entspringenden Schnarchen sehr ähnlich klang. Der arme Barbier sah den Irrthum ein, den er begangen hatte, und stieß in seinem Schrecken Stratton, wie aus Versehen mit der Scheere an den Kopf und weckte ihn dadurch auf. Stratton sprang auf, blickte in den Spiegel

und gewahrte zu seinem tiefsten Entsetzen, daß er unfähig sei, sich ohne Perrücke öffentlich sehen zu lassen. Er fluchte wie ein alter Soldat, aber er konnte das Haar nicht auf seinen Kopf zurück fluchen, setzte den Hut auf, der ihm tief über die Augen fiel und eilte in's Gasthaus. Seine Verzweiflung und Entrüstung waren so groß, daß es einige Zeit dauerte, ehe er ein Wort der Aufklärung hervorbringen konnte. Seine Gefühle wurden durch das jetzt erfolgende betäubende Gelächter nicht beschwichtigt. Er sagte, dies sei das erste Mal gewesen, daß er auf die Besichtigung von Merkwürdigkeiten ausgegangen sei, und er vermuthe, es werde das letzte Mal gewesen sein.

Als Beweis dafür, wie wenig Interesse Stratton an öffentlichen Vorfällen nimmt, will ich erwähnen, daß er im Mai und Juni 1843 sechs Wochen in Boston zubrachte, da der General während dieser Zeit in Kimball's Museum gezeigt wurde. Stratton hatte weiter Nichts zu thun, als umher zu streichen und die Stadt zu besehen, wenn es ihm beliebte, aber dies that er nicht. Er befand sich am 17. Juni dort, an welchem Tage der Präsident Tyler mit dem Kabinet anwesend war. Tausende von Menschen kamen hunderte von Meilen weit herbei, um die Feierlichkeiten mit anzusehen, die Rede Mr. Webster's zu hören und das Monument zu besichtigen. Stratton blieb völlig unthätig im Gasthause und hat das Bunker-Hill Monument bis jetzt noch nicht gesehen.

Mehrere Monate nach unserem Besuche von Waterloo befand ich mich in Birmingham und machte dort die Bekanntschaft eines Handlungshauses, welches jedes Jahr Fässer voll „Reliquien" auf Bestellung anfertigt und nach Waterloo schickt. Dort werden diese „Reliquien" vergraben, nach einiger Zeit wieder ausgescharrt, und zu hohen Preisen als kostbare Erinnerungen an die große Schlacht verkauft. Unsre Waterloo-Erwerbungen sahen nach dieser Entdeckung ziemlich werthlos aus.

Von Brüssel kehrten wir nach London zurück, wo der General seine „Levers" wieder mit unvermindertem Erfolge eröffnete und auf den Theatern „Hop o'my thumb" spielte. Er spielte auch in Surrey's Zoologischen Gärten unter der Leitung deren damaligen Eigenthümers, meines besondren Freundes, Mr. Tyler. Von London gingen wir nach Schottland, wobei wir unterwegs an wichtigen Orten anhielten, um Vorstellungen zu geben, und kehrten endlich im Februar 1847 Alle nach Amerika zurück.

Der General war etwas mehr als drei Jahre auswärts gewesen, während welcher Zeit ich ihn zwei Mal der Obhut treuer Agenten übergeben und die vereinigten Staaten besucht hatte. *)

---

*) Bei meinem ersten Besuche kehrten meine Frau und meine Kinder mit mir nach Europa zurück und blieben dort neun Monate. Mein zweiter Besuch fand im April 1846 statt.

Der erste dieser Besuche fand im Oktober 1844 statt. Zwanzig Monate pekuniären Erfolgs schienen in den Ansichten, oder in dem Betragen gewisser Leute gegen mich, einige Veränderung hervorgebracht zu haben — eine Veränderung, welche ich später in einem meiner Briefe an den Sunday-Atlas in den folgenden Worten andeutete:

„Bei meiner Rückkehr nach New-York war mir die Entdeckung vieler neuen Freunde eine Quelle reicher Unterhaltung. Ich konnte kaum meinen Sinnen trauen, wenn ich so viele reiche Leute mir die Hand bieten sah und hörte, wie sie ihr Entzücken darüber ausdrückten, mich wieder zu sehen, während sie, ehe ich New-York verließ, mit Verachtung auf mich herabgeblickt haben würden, wenn ich mir hätte anmaßen wollen, mit ihnen zu sprechen. Ehe sie meinem Geiste die Wahrheit aufdrängten, übersah ich wirklich, daß ich ein Paar lumpige Dollars mehr erworben hatte, seit ich sie verließ, und daß wir deshalb jetzt auf gleicher Stufe standen. Auf der andren Seite begegnete ich einigen redlichen Freunden in bescheidenen Umständen, die sich mir mit einer nie zuvor kund gegebenen Scheu näherten — und damals fühlte ich wieder Beschämung über den menschlichen Charakter. Welcher erbärmliche Zustand der Gesellschaft muß das sein, der einen Dummkopf oder einen Tyrannen auf den Gipfel stellt, vorausgesetzt, daß er mehr Geld

besitze als Andere — während ein gutes Herz oder ein kluger Kopf verächtlich mißachtet werden, wenn ihr Eigenthümer zufälliger Weise arm ist."

„Niemand kann wahrhaft glücklich sein, wenn er, weil ihn der Zufall reich gemacht hat, auf Stelzen steigt und versucht, über seine Mitmenschen hinweg zu schreiten. Nach meiner Ansicht besteht der einzige wirkliche Nutzen, welchen der Reichthum einem Menschen gewähren kann, darin, daß er ihn in den Stand setzt, sich die Bequemlichkeiten und Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen, und ihm Gelegenheit bietet, die Noth seiner Mitmenschen zu lindern. Es ist mein aufrichtiges Gebet, daß ich lieber ein Bettler, als ein verweichlichter, geldstolzer Aristokrat werden möge."

„Ich bedaure es, aussprechen zu müssen, daß dieses Kleid Vielen von meiner Bekanntschaft in New-York passen wird. Ich bitte sie um ihrer selbst und um meinetwillen, es zu tragen. Ich wünsche, daß sie und die ganze Welt wisse, daß mein Vater ein Schneider war, und daß ich meines Berufes ein Schausteller bin, so wie, daß alle Vergoldung nichts Andres aus mir machen wird. Wenn sich ein Mann seiner Herkunft schämt, oder sich seines Geschäfts überhebt, so ist er ein armer Teufel, der den Abscheu aller Derer verdient, die ihn kennen. Der Gedanke, daß ein Schuhmacher oder Kesselflicker kein „Gentleman" sein könne, ist

nur lächerlich, aber noch nicht so sehr, wie der, welcher annimmt, daß Jeder, der zufälliger Weise reich ist, auch unbedingt ein Gentleman sei. Das Geld sollte in keiner Hinsicht für den Maßstab der Achtbarkeit oder der Ehre gelten. Wir sollten nie „goldne Kälber" anbeten."

In meinem Berichte über unsre Reise in Europa habe ich mich hauptsächlich auf die mit der Schaustellung Tom Thumb's verknüpften Vorfälle beschränkt. Man darf aber nicht glauben, daß ich während dieser Zeit keine Erholung gekannt, oder nicht über einen Beobachtungskreis mit goldenem Rande hinausgeblickt hätte. Ich richtete natürlicher Weise stets „ein Auge auf's Geschäft," aber dabei blieb mir immer noch Ein Auge, um, ohne Rücksicht auf meinen Beruf als Schausteller, es auf Menschen und Dinge werfen zu können. Jeder Theil von Europa, den wir besuchten, war wirklich eine „Schaubude" für mich, und es gewährte mir großes Vergnügen, deren einzelne Abtheilungen zu betrachten. Gewöhnlich geschah es „im Geschwindschritt," obgleich erschöpfend. Ich will hier eine dieser Gelegenheiten erwähnen, und kann nichts Besseres thun, als wenn ich sie betitle:

Ein Tag in Gesellschaft Albert Smith's.

Während meines Aufenthaltes in London versprach mir mein Freund, Albert Smith, ein eben so guter Gesellschafter als witziger und verständiger Schriftsteller, daß er, wenn ich Birmingham erreichte, kommen und

einen Tag in der Besichtigung von Sehenswürdigkeiten mit mir verbringen wolle, worunter ein Besuch des Hauses, in welchem Shakspeare geboren ist, inbegriffen sein sollte.

In der Frühe eines Septembermorgens des Jahres 1844 sah uns die für dieses Land in ungewohntem Glanze aufgehende Sonne auf dem Bocke eines englischen Postwagens sitzen, und mit einer Geschwindigkeit von zwölf Meilen in der Stunde, über die von Birmingham nach Stratford führende herrliche Straße fliegen. Die Entfernung beträgt dreißig Meilen. In einem kleinen Dorfe, vier Meilen vor Stratford, wurden wir gewahr, daß der Einfluß des Barden vom Avon so weit vorgedrungen sei, denn wir bemerkten über einem Barbierladen die Inschrift: „Shakspeare-Frisur — hier wird man für Einen Penny gut rasirt." Zwanzig Minuten später hielten wir vor der Thüre des Gasthauses zum rothen Roß in Stratford. Der Kutscher und der Kondukteur erhielten Jeder eine halbe Krone als ihre Gebühr.

Während das Frühstück zubereitet wurde, verlangten wir einen „Fremden-Führer," und der Kellner brachte ein Buch herein, in welchem wir, wie er sagte, die beste vorhandene Beschreibung des Geburts- und Begräbnißortes Shakspeare's finden würden. Es machte mich nicht wenig stolz, als ich sah, daß dieses Werk nichts Andres als das „Skizzenbuch" unsres berühmten Landsmannes, Washington Irving, war, und als

ich seine launige Beschreibung des Ortes durchflog, bemerkte ich, daß er in dem nämlichen Hotel eingekehrt war, wo wir jetzt das Frühstück erwarteten.

Nachdem wir das Shakspeare-Haus, so wie das Grabmal und die Kirche besichtigt hatten, in welchen die sterblichen Ueberreste des großen Dichters ruhen, bestellten wir eine Postchaise nach Warwick-Castle. Während die Pferde angespannt wurden, hielt eine Diligence vor dem Gasthause, und es stiegen zwei Herren aus. Der Eine war ein gesetzter, verständig aussehender Mann, der Andere ein hohlköpfiger Stutzer. Ersterer war sanft und anspruchslos in seinem Benehmen, Letzterer voll Geschwätz ohne Sinn und Verstand — wirklich ein echtes Schwattermaul. Er hatte augenscheinlich eine sehr hohe Meinung von sich selbst, und war entschlossen, daß Jeder, der ihn hörte, sehen solle, daß er — Etwas sei. Jetzt sagte der gesetzte Herr:

„Edward, dies ist Stratford. Komm, wir wollen das Haus ansehen, wo Shakspeare geboren worden ist."

„Wer zum Teufel ist Shakspeare?" fragte der verständige Jüngling.

Unsere Postchaise stand vor der Thüre, wir stiegen ein und fuhren ab, indem wir den „netten, jungen Mann" hinter uns ließen, damit er sich mit dem Besuche des Geburtsortes eines Individuums amüsiren könne, von dem er noch nie Etwas gehört hatte. Die Entfernung bis Warwick-Castle beträgt vierzehn Mei-

len. Wir verfügten uns nach dem Schlosse, und wurden bei der Ankunft an der Thüre der großen Halle von einem wohlgekleideten Portier benachrichtigt, der Graf von Warwick nebst Familie seien abwesend, und er habe die Erlaubniß, Besuchern die Zimmer zu zeigen. Er führte uns nach und nach in das „rothe Besuchzimmer,“ „das Ceder-Besuchzimmer,“ „das vergoldete Zimmer,“ „das Gallaschlafzimmer,“ „Lady Warwick's Boudoir,“ „das Kompaßzimmer,“ „die Kapelle“ und „das große Speisezimmer.“ Als wir das Schloß verließen, griff der höfliche Portier an den Kopf, (auf dem er natürlicher Weise keinen Hut hatte), und zwar auf eine Art, welche deutlicher als Worte sagte: „Eine halbe Krone Jeder, meine Herren.“ Wir entsprachen der Aufforderung und wurden nun einem zweiten Führer überantwortet, der uns auf die Spitze des „Guy's-Thurmes“ führte, an dessen Fuße er für einen Schilling an den Hut griff; nun überließen wir uns einem dritten Führer, einem siebzigjährigen Greise, und verfügten uns nach dem Gewächshause, um die Warwick-Vase anzusehen. Der Alte bestieg ein Katheder neben der Vase und fing eine gelehrte Rede an, da wir aber befürchteten, daß dieselbe kein Ende nehmen werde, so warfen wir ihm die gewöhnliche Gebühr zu und verließen ihn in der Mitte seiner Beredsamkeit.

Als wir in der Ueberzeugung, Alles Interessante gesehen zu haben, beim Hinausgehen an das Häuschen des

Portiers kamen, benachrichtigte uns der alte Portier, daß die merkwürdigsten auf das Schloß bezüglichen Dinge in seinem Häuschen zu sehen wären. Wir fühlten nach unsrem Gelde und hießen ihm seine Reliquien hervorbringen, worauf er uns eine Masse Plunder zeigte, der, wie er uns gravitätisch benachrichtigte, dem berühmten Helden des Alterthums, Guy, Grafen von Warwick, angehört habe. Hierbei befand sich sein Schwert, Schild, Helm, Brustharnisch, Spazierstock und Turnierlanze — sämmtlich von ungeheurer Größe; der Harnisch des Pferdes war fast groß genug für einen Elephanten; eine großer Topf, der siebzig Gallonen fassen mochte und „Guy's Mehlbreitopf" genannt wurde, seine Fleischgabel, von der Größe der Heugabel eines Bauers, die Steigbügel seiner Gemahlin, die Rippe eines Mastodon, welche, wie der Portier vorgab, der großen „falben Mähr-Kuh" angehört hatte, die der Sage zufolge in einem Graben bei Coventry gespukt, und nachdem sie vielen Menschen Schaden zugefügt hatte, von dem tapfern Guy getödtet worden war. Das Schwert wog beinahe zweihundert Pfund und der Harnisch vierhundert Pfund.

Ich sagte dem Portier, daß er auf große Ehre Anspruch machen könne, dafür, daß er mehr Lügen in einen so kleinen Raum zusammengefaßt habe, als ich jemals gehört hatte. Er lächelte und fühlte augenscheinlich großes Vergnügen über das Kompliment.

„Ich vermuthe," fuhr ich fort, „Sie haben diese

wunderbaren Geschichten so oft erzählt, daß Sie beinahe selbst daran glauben?"

„Beinahe!" antwortete der Portier mit einem zufriedenen Grinsen, welches bewies, daß er wußte, wo Barthel Most holt und wirklich zwei Schillinge verdient hatte.

Das Warwick-Wettrennen wurde eben damals eine halbe Meile von dem Dorfe abgehalten. Wir gingen deshalb hinab und verbrachten eine Stunde unter der Menge.

Es wurde wenig gewettet und das Rennen brachte nur geringe Aufregung hervor, und wir beschlossen durch die „Penny-Schaustellungen" zu wandern, die sich in großen Wägen auf einer Seite der Rennbahn auf eine Viertelmeile weit hinzogen. Als wir im Begriff standen in einen Wagen zu treten, der ein großes malerisches Aushängeschild von Riesinnen, weißen Negern, Albino-Mädchen, gelehrten Schweinen, großen Schlangen u. s. w. zeigte, rief der Besitzer aus: „Ha, Mister, Sie sind der Mann, der den Riesen Randall für Amerika gemiethet hat, und Sie zeigen Tom Thumb; können Sie wohl daran denken, hier weniger als sechs Pence für den Eintritt zu bezahlen?"

Die Aufforderung war unwiderstehlich, ich befriedigte daher seine Ansprüche und wir traten ein. Als wir wieder herauskamen, umringte mich ein ganzer Schwarm von Eigenthümern dieser und der benach-

barten Schaustellungen und fing an über die Verdienste und Fehler Tom Thumb's zu peroriren.

„O," sagte Einer, „ich kenne zwei Zwerge, die zehn Mal besser sind als Tom Thumb!"

„Ja," sagte ein Zweiter, „es nützt nichts, von Tom Thumb zu reden, so lange es eine Melia Patton giebt."

„Na," ich habe Tom Thumb gesehen, sagte ein Dritter, „und er ist ein hübscher, kleiner Würgel, aber der einzige Vortheil den er besitzt, besteht darin, daß er so gut schwatzen kann. Er schwatzt wie ein Mann, aber ich kann Dick Swift in zwei Monaten so anlernen, daß er Tom Thumb todtschwatzen kann."

„All' Eins," setzte ein Vierter hinzu, „ich richte jetzt einen Burschen ab, den Ihr Alle nicht kennt, und der alle Däumlinge aus dem Felde schlagen wird."

„Nein, das kann er nicht!" rief ein Fünfter, „denn Tom Thumb hat ein Mal den Namen, und Ihr wißt Alle, daß der Name Alles ist. Tom Thumb könnte es selbst in meiner Bude mit einem Dutzend Zwerge, die ich kenne, nicht aufnehmen, wenn der Yankee da nicht unsre Königin — Gott segne sie — beschwindelt hätte, daß sie ihn ein halb Dutzend Male hat zu sich kommen lassen."

„Ja, ja, da liegt der Knoten!" rief ein Andrer, unsere Königin protegirt Alles Fremde, und dennoch würde sie meine schönen Wachsfiguren nicht besuchen, wenn sie damit die Krone von England retten könnte."

„Ihre schönen Wachsfiguren!“ riefen alle unter herzlichem Lachen.

„Ja, und wer sagt, daß sie nicht schön sind?“ versetzte Jener. „Sie sind von dem besten italienischen Künstler in diesem Lande verfertigt.“

„Sie sind von Jim Caul gemacht, und vor zwanzig Jahren im ganzen Lande gezeigt worden,“ erwiderte ein Andrer, „und hernach haben sie fünf Jahre als Pfand im Keller der alten Moll Wiggins mit Schimmel und Staub bedeckt gelegen.“

„Na, das ist mir was Schönes, wirklich!“ antwortete der Eigenthümer der schönen Wachsfiguren mit verachtenden Blicken.

Ich machte eine Bewegung zum Fortgehen, als einer der Haupt-Schausteller ausrief: „Nun, Mister, seien Sie nicht schäbig, Sie werden doch nicht fortgehen wollen, ohne uns Alle zu traktiren?“

„Warum sollte ich Sie traktiren?“ fragte ich.

„Weil Sie nicht alle Tage eine so hübsche Partie Schaustellungs-Kollegen antreffen können,“ antwortete der Wachsfigurenmann.

Ich überreichte ihnen eine Krone, und ließ sie auf das Verderben „der fremden Vagabonden“ trinken, „die ihre Königin mit schlechten Zwergen beschwindeln, welche keinen anderen Vorzug vor den Eingebornen haben, als die Fähigkeit zu schwatzen.“

Während ich in den Schaubuden nach Erwerbungen für mein amerikanisches Museum suchte, fiel mir

die bedeutende Größe von ein Paar Frauenzimmern auf, die als „die canadischen Riesinnen, Jede sieben Fuß groß,“ gezeigt wurden; da ich unter ihren modewidrig langen Kleidern, die bis auf den Boden reichten und so ihre Füße unsichtbar machten, einen Betrug vermuthete, so versuchte ich das Geheimniß dadurch zu lösen, daß ich einen bis zwei Fuß der überflüssigen Bedeckung in die Höhe hob. Die vierschrötige junge Dame, welcher solche Freiheiten von einem Fremden nicht anstanden, streckte mich durch einen Schlag ihrer muskulösen Hand lang auf die Erde hin. Ich war ziemlich schnell wieder auf den Beinen, hatte aber doch entdeckt, daß sie auf einem wenigstens achtzehn Zoll hohen Piedestal stand.

Wir kehrten nach dem Gasthause zurück, nahmen eine Postchaise und fuhren durch die schönste Gegend, welche ich jemals gesehen habe. Nachdem ich die Tour gemacht hatte, hörte ich, daß zwei Herren einst gewettet hätten, daß Jeder von ihnen die reizendste Gegend in England nennen könne. Es waren viele Personen zugegen, und die beiden Herren schrieben Jeder auf ein Stück Papier die Strecke, welche er am meisten bewunderte. Einer schrieb: „Der Weg von Warwick nach Coventry.“ Der Andere hatte geschrieben: „Der Weg von Coventry nach Warwick.“

Nach weniger als einer Stunde stiegen wir an der äußeren Mauer des Schlosses Kenilworth ab, zu

dessen Verewigung Scott in seinem berühmten Romane unter diesem Titel sehr viel beigetragen hat.

Das einst edle und prächtige Schloß ist jetzt eine ungeheuere Ruine, welche so oft beschrieben worden ist, daß ich es für unnöthig halte, hier noch weiter Etwas darüber zu sagen. Wir verwendeten eine halbe Stunde auf die Besichtigung der interessanten Trümmer und verfügten uns dann in einer Postchaise nach Coventry, das sechs bis acht Meilen davon entfernt ist. Hier blieben wir vier Stunden und besuchten während dieser Zeit St. Mary's Hall, welche die Aufmerksamkeit vieler Alterthumsforscher auf sich gezogen hat. Wir besahen uns auch das Bild des berühmten „Lauschers Tom", worauf wir eine Schaustellung unter dem Namen der „Glücklichen Familie" besuchten, welche aus ungefähr zweihundert Vögeln und vierfüßigen Thieren von entgegengesetztem Charakter und Neigungen bestand, die in einem Käfig in vollkommener Eintracht mit einander lebten. Diese Schaustellung war so merkwürdig, daß ich sie für zweitausendfünfhundert Dollars kaufte und deren Eigenthümer miethete, um sie nach New-York zu begleiten, wo sie seitdem stets einen Gegenstand der Anziehung in meinem Museum gebildet hat.

Wir bedienten uns der Eisenbahn, um am nämlichen Abende nach Birmingham zurückzukehren, wo wir um zehn Uhr ankamen, und mein Freund Albert Smith bemerkte, „daß er noch nie eine Tagereise nach

dem Dampfsystem der Yankees vollbracht habe.“ Er veröffentlichte später ein Capitel in Bentley’s Magazine unter dem Titel: „Ein Tag in Gesellschaft Barnum’s“, worin er sagte, wir hätten die Geschäfte so schnell besorgt, daß er bei dem Versuche, den Bericht über die Ereignisse des Tages niederzuschreiben, Alles in seinem Kopfe so verwirrt gefunden habe, daß er nahe daran gewesen sei, den Lauscher Tom in Shakespeare’s Haus einzuquartieren, während Guy von Warwick fortwährend den Kopf aus den Ruinen von Kenilworth herausstreckte, die Warwick-Vase sich in Coventry zeigte u. s. w.

Während unserer Reise unterhielt ich ihn mit vielen meiner Abenteuer, wie die Geschichte von Joice Heth, der Seejungfer, der Büffeljagd u. s. w., welche er später in der „Scattergood-Familie“ auftischte, indem er mich zu deren Helden machte. Zu jener Zeit war mein Freund Schriftsteller, Dramatiker und Zahnarzt, aber in der Folge stieg er zu der Würde eines „Schaustellers“ empor, und ich höre mit Vergnügen, daß er sich durch die Ausstellung des seine merkwürdige Besteigung des Mont-Blanc darstellenden Panorama’s ein großes Vermögen erworben hat.

Ich gebe das Vorstehende nur als ein Beispiel meiner vielen Abenteuer bei der Besichtigung der großen Raritäten-Bude Europa. Ich besitze wirklich, wie in meinen Briefen an den New-Yorker Atlas

angedeutet, hinreichendes Material, um ganze Bände zu füllen.

Ich war nicht ganz frei von der gewöhnlichen Schwäche der Reisenden, nämlich dem Verlangen, die alten Schlösser aus den Feudalzeiten zu sehen, mochten sie gut erhalten oder verfallen sein, aber ein Mitglied unserer Gesellschaft, Mr. H. G. Sherman, besaß eine eigenthümliche und unbezähmbare Vorliebe für das Alterthümliche. Er sammelte Koffer voll steinerner und hölzerner Andenken an jeden berühmten Ort, den wir besuchten, und wenn es Etwas gab, was er mehr als Alles bewunderte, so war dies eine alte Burg. Er verbrachte viele Stunden damit, in den verfallenen Mauern von Kenilworth umher zu klettern, die Thürme und Verließe von Warwick zu beschauen und die Abhänge von Dumbarton zu erklimmen. Wenn wir im Wagen reis'ten, so sicherte sich Sherman stets einen Außenplatz und wo möglich neben dem Kutscher, um im Stande zu sein, Nachforschungen über Alles, was er etwa erblicken würde, anzustellen.

Auf unserer Reise von Drogheda nach Belfast hatte Sherman seinen gewöhnlichen Platz neben dem Kutscher eingenommen, und that tausend Fragen an denselben. Der Kutscher war ein Spaßvogel mit echtem irischen Witze und beschloß, sich einen kleinen Scherz auf Kosten des neugierigen Yankee's zu machen. Als wir noch acht Meilen von Drogheda entfernt

waren, entdeckte das wachsame Auge Sherman's einen großen Steinhaufen, der wie ein Schloß aussah und eine halbe Meile von der Straße auf dem Felde zwischen einigen Bäumen hervorragte.

„O, sehen Sie dort? Wie heißt das?" rief Sherman aus, indem er dem Kutscher mit dem Ellenbogen einen Stoß in die Rippen gab, der nichts weniger als angenehm war.

„Meiner Treu," antwortete der Kutscher, „Sie dürfen wohl fragen, wie das heißt, denn wir wissen den Teufel von einem Namen, wie wir es nennen sollen. Das ist ein Schloß, Sir, ohne allen Zweifel, ja das älteste in Irland, und keins von den alten Büchern und Zeitungen giebt davon Nachricht. Man weiß jedoch, daß es Brian Borrhoime eine Zeit lang bewohnt hat, obgleich man vermuthet, daß es Jahrhunderte vor seinen Tagen gebaut worden ist."

„Ich will Ihnen eine halbe Krone geben, wenn Sie lange genug anhalten, daß ich hinlaufen und mir ein Stück davon holen kann," sagte Sherman.

„Ja wohl, und ist dies hier nicht die königliche Postkutsche? und ich würde es nicht um die irländische Bank wagen, sie eine halbe Stunde aufzuhalten," antwortete der ehrliche Kutscher.

„Wie weit ist es nach Drogheda?" fragte Sherman.

„Ungefähr acht Meilen, Etwas mehr oder weniger," antwortete der Kutscher.

„Nun, so halten Sie den Wagen an und lassen Sie mich absteigen," antwortete Sherman. „Ich will nach Drogheda gehen und würde lieber drei Mal so weit gehen, als daß ich das älteste Schloß in Irland nicht in der Nähe besehen und ein Stück davon mitnehmen sollte!"

Hierauf stieg Sherman ab, erhob seinen Regenschirm, um sich gegen den kalten Regen zu schützen, der in Strömen herabfiel, und trabte durch den Koth fort, indem er mir zurief, daß ich ihn in Dublin mit dem nächsten Zuge nach demjenigen, der uns von Drogheda dahin bringen würde, erwarten könne. — Die Eisenbahn war nämlich damals erst von Drogheda bis Dublin vollendet.

Wir kamen in Dublin um fünf Uhr kalt und unbehaglich an, aber es erwarteten uns warme Zimmer und gute Feuer, und nach einigen Stunden hatten wir ein gutes Abendessen verzehrt und waren glücklich wie Lords. Gegen neun Uhr Abends öffnete sich die Thüre unseres Zimmers und der arme Sherman trat, von dem kalten Regen bis auf die Haut durchnäßt, mit über die Hosen heraufgezogenen, bis an den Rand mit dickem Schmutze bedeckten Stiefeln und als das Bild eines halb verhungerten, ermüdeten und durchfrorenen Reisenden ein.

„Laßt mich um Himmels Willen an das Feuer!" rief Sherman; und wir waren durch sein leidendes Aussehen zu sehr ergriffen, um dem nicht Folge zu leisten.

„Nun, Sherman," sagte ich, „das muß ein beschwerlicher Weg für Sie gewesen sein — acht lange irische Meilen durch Koth und Regen."

„Ich meine, Sie würden ihn so gefunden haben, wenn Sie ihn selbst gegangen wären," antwortete Sherman mürrisch.

„Ich hoffe, daß Sie aus dem Schlosse hinreichende Trophäen davon gebracht haben, um Sie für alle diese Beschwerlichkeiten zu entschädigen," fuhr ich fort.

„O, verdammt sei das Schloß!" rief Sherman aus.

„Was meinen Sie damit?" fragte ich verwundert.

„O, Sie brauchen sich nicht verwundert zu stellen," antwortete Sherman, „denn ich zweifle nicht daran, daß sie mit dem Morasttrampler von einem irischen Kutscher sich schon über mir genug lustig gemacht haben."

Ich versicherte ihm auf das Bestimmteste, daß ich von dem Kutscher kein Wort über diesen Gegenstand gehört habe, und bat ihn, mir zu erzählen, was ihm so Aergerliches zugestoßen sei.

„Nun, wenn Sie es noch nicht wissen," erwiderte Sherman, „so würde ich zwanzig Pfund Sterling darum geben, daß Sie es nicht erführen, denn Sie würden es zuverlässig drucken lassen. Da jedoch jetzt Ihre Neugierde einmal erregt ist, so würden Sie

es ganz gewiß herausbekommen, und wenn Sie deshalb eine Postchaise nehmen und hinfahren müßten und so kann ich es Ihnen ebenso gut erzählen.“

„Bitte, erzählen Sie es mir,“ antwortete ich. „denn ich gestehe, meine Neugierde ist erregt und ich bin außer Stande zu errathen, warum Sie so erzürnt sind, denn ich weiß, daß Sie gern alte Burgen sehen — und das Vergnügen haben Sie doch gewiß gehabt, denn ich habe selbst eine im Vorüberfahren erblickt.“

„Nein, Sie haben heute keine Burg gesehen, und ich ebenso wenig!“ rief Sherman.

„Was auf der Welt ist es denn sonst gewesen?“ fragte ich.

„Ein verdammter alter Kalkofen!“ rief Sherman aus, „und ich wollte nur, ich könnte den höllischen irischen Kutscher hineinstürzen, wenn er eben in voller Gluth steht!“

Es dauerte gar manchen langen Tag, ehe Sherman das letzte Wort über den Kalkofen hörte, und dieser Streich des irischen Kutschers machte ihn wirklich Etwas vorsichtiger in seinen Fragen bei Fremden.

Eines Tages fuhren wir nach Donnybrook, dem wegen seiner Jahrmärkte und seiner blauen Augen so berühmten Orte — denn es würde für Pat Etwas ganz Unerhörtes sein, wenn er einen Jahrmarkt besuchte, ohne daß der Shillelagh geschwungen würde

und wo es nicht eine Rauferei gäbe, die sich mit ein Paar zerschlagenen Köpfen und blutigen Nasen endigte.

In der Nähe von Donnybrook wurden wir auf dem Gipfel eines Hügels Etwas gewahr, das wie ein runder steinerner Thurm aussah. Es mochte sechzig Fuß im Umfange haben und fünfundzwanzig Fuß hoch sein.

„Ich möchte wissen, was das ist," sagte Sherman.

Ich rieth ihm, den ersten Kutscher zu fragen, der des Weges kommen würde, aber er lehnte es mit gezwungenem Lächeln ab, meinen Rath zu befolgen.

„Auf keinen Fall kann es ein Kalkofen sein," fuhr Sherman fort, „es muß ein Schloß irgend einer Art sein."

Je mehr wir es ansahen, desto geheimnißvoller erschien es uns und Sherman's Neigung zum Schlösserbesuchen wuchs mit jedem Augenblick. Endlich rief er: „Ein Mensch, der mit einer Zunge im Munde reis't, ohne sie zu gebrauchen, ist ein Narr, und ich will nicht auf zweihundert Schritt bei einem Gegenstand vorbeikommen, der die größte Merkwürdigkeit in Irland sein kann, ohne es zu erfahren."

Hiermit lenkte er unser Pferd nach einem hübsch aussehendem Hause zu unsrer Rechten und hielt dort an. Sherman sprang vom Wagen, öffnete die Gartenthüre, schritt durch die Hecken-Allee vor dem Hause und klingelte. Ein Bedienter erschien an der Thüre,

aber Sherman, der die Dummheit der irischen Dienerschaft kannte, war entschlossen, die so sehr gewünschte Aufklärung im Hauptquartier zu suchen.

„Ist Ihr Herr zu Hause?" fragte Sherman.

„Ich will nachsehen, Sir. Wen soll ich melden, wenn ich fragen darf?"

„Einen Fremden aus den Vereinigten Staaten von Amerika," antwortete Sherman.

Der Bediente ging und kehrte in einer Minute zurück und lud Sherman ein, in's Zimmer zu treten. Er fand den Herrn des Hauses neben einem angenehmen Feuer sitzend und bei ihm seine Gattin und mehrere Besucher und Familienglieder. Sherman litt nicht an Schüchternheit. Nachdem er Platz genommen hatte, sprach er die Hoffnung aus, daß man entschuldigen werde, daß er ohne Einladung einen Besuch mache — aber die Sache sei die, er wäre ein amerikanischer Reisender und wünsche alle wichtigen Umstände zu erforschen, welche ihm unterwegs aufstießen.

Der Hausherr erwiederte höflich, es bedürfe keiner Entschuldigung, es mache ihm Vergnügen, ihn zu sehen, und jede Belehrung über diesen oder einen anderen Theil des Landes, welche er geben könne, stehe ihm gern zu Diensten.

„Ich danke Ihnen," antwortete Sherman, „ich werde Sie nur über einen einzigen Punkt bemühen. Ich habe alles Wichtige in Dublin und dessen Umgebung, in und bei Donnybrook gesehen; es giebt nur

noch einen Gegenstand, über welchen ich Belehrung wünsche und das ist der steinerne Thurm oder die Burg, welche man ungefähr eine Viertelmeile südlich von Ihrem Hause auf einem Hügel stehen sieht. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir den Namen und die Geschichte dieses Gebäudes mittheilen könnten."

„O, es giebt nichts Leichteres," antwortete der Herr lächelnd. „Jenes „Gebäude", wie Sie es nennen, ist vor ungefähr vierzig Jahren von meinen Vater errichtet worden, und es war ein Glücksgebäude für ihn, denn es war die einzige Windmühle in dieser Gegend, und hatte jederzeit vollauf zu thun, aber vor ein paar Jahren führte ein Orkan die Flügel der Mühle davon und seitdem steht sie dort als Erinnerung an ihre frühere Nützlichkeit. Kann ich Ihnen vielleicht noch eine weitere wichtige Nachricht geben?" fragte der Herr mit Lächeln.

„O nein," erwiderte Sherman, indem er sich zum Fortgehen anschickte; „aber vielleicht kann ich Ihnen eine geben und die besteht darin, daß Irland ohne Widerrede das elendeste Land ist, durch welches ich jemals gereis't bin. Die einzigen zwei bemerkenswerthen Gegenstände, welche ich in ganz Irland erblickt habe, sind ein Kalkofen und der Unterbau einer Windmühle!"

Als Sherman seinen Platz im Wagen wieder einnahm, lachte er unbändig, obschon er einigen Ver-

druß über diesen zweiten Irrthum beim Aufsuchen alter Burgen empfand.

Was mich anbetrifft, so gefiel mir das irische Volk außerordentlich wohl. Die gebildeten Classen sind ebenso wohlerzogen und höflich als irgend Jemand, den ich gekannt habe, und die Aermeren sind mit einem „Mutterwitz“ begabt, der den Druck ihrer tiefen Noth erleichtert.

Ich fand hinreichende Veranlassung auch mit den Engländern und Schotten zufrieden zu sein, obgleich ich gestehe, daß die Heiterkeit des französischen Charakters mit meinem eignen Frohsinne mehr in Einklang stand. Ich muß deshalb einigen Vorfällen in **la belle France** ein paar Seiten widmen.

Es machte uns in Paris große Schwierigkeit einen geeigneten Dolmetscher für die öffentlichen Vorstellungen des Generals zu finden. Wir nahmen ein halbes Dutzend solcher an, von denen sich Jeder unfähiger als sein Vorgänger erwies, denn es waren sämmtlich Engländer, die eine so schlechte Aussprache des Französischen hatten, daß sie ohne Ausnahme ausgelacht wurden. Endlich engagirte ich einen Franzosen, einen Professor einer Schule, und obgleich er nur leidlich Englisch sprach, so gab er dem Publikum doch natürlicher Weise reines Französisch. Dabei war er ein vollkommener Gentleman und es wurde mir einigermaßen schwer, ihn zu engagiren, da er fürchtete, daß es seine Würde beeinträchtigen könne.

Ich überzeugte ihn jedoch endlich, daß es nicht als ein niedriger Dienst angesehen werden könne, wenn er der Lehrer und Dolmetscher des „General Tom Pouce" sei, und er nahm die Stelle an. Bei der Ankunft an der belgischen Grenze hatte er keinen Paß, worauf ich bemerkte: „Monsieur Pinte, Sie werden niemals ein guter Schausteller werden, ehe Sie es lernen, an Alles zu denken um nicht durch Ihre eigene Nachlässigkeit oder Vergeßlichkeit in Ungelegenheiten zu gerathen."

„Betrachten Sie mich denn als Schausteller?" fragte M. Pinte, dessen Würde augenscheinlich verletzt war.

„Gewiß," antwortete ich lachend, „wir sind sämmtlich Schausteller und Sie können nichts daran ändern."

Während der nächsten vier Stunden überließ sich der arme Bursche tiefem Nachdenken. Er fühlte, daß seine Würde entschwunden sei und daß der ehemalige „Professor" nichts weiter mehr wäre, als ein umherziehender Schausteller. Er entschloß sich jedoch endlich, die Schmach zu ertragen, denn er war ein vollkommener Philosoph und ein herzensguter Mensch.

Nach ein paar Stunden sagte er gutmüthig zu mir: „Mr. Barnum, was sind die nothwendigen Eigenschaften eines guten Schaustellers?"

Ich erwiederte lächelnd, „die erste nothwendige Eigenschaft sei eine vollständige Kenntniß des mensch-

lichen Charakters, die natürlicher Weise die Fähigkeit in sich schließe, die Menschen gehörig einzuseifen."

„Und was nennen Sie: Einseifen?" fragte der lernbegierige Professor eifrig.

Ich sagte ihm, daß es die Fähigkeit sei, dem Publikum so klug Vergnügen zu bereiten und zu schmeicheln, daß es die Absicht nicht merke.

Als wir im Zollhause ankamen, hatten wir eine große Menge Medaillen, Bücher und Bilder (lithographirte Portraits des Generals). Ich wußte, daß diese einer Steuer unterlagen, aber ich war so verschwenderisch im Verschenken derselben an die Zollbeamten, daß wir sie auf diese Art steuerfrei durchbrachten.

„Heißt das einseifen?" fragte Professor Pinte.

„Nichts Anderes!" erwiederte ich.

Nachdem wir die Grenze hinter uns hatten, kamen die Directoren und Beamten der Eisenbahn, die meine Freigebigkeit im Austheilen der Abbildungen gesehen hatten und baten um einige derselben. Ich konnte nicht weniger thuen, als sie ihnen zu schenken.

„Die Leute in diesem Lande müssen sehr schmutzige Hände haben, da sie so viele Seife brauchen, um sie rein zu halten," bemerkte Monsieur Pinte mit einem Lachen, welches anzudeuten schien, daß er sich schnell mit seinem Loose als Schausteller aussöhnte.

Wir entgingen den Schwierigkeiten bei den Zollämtern nicht immer. In Courtrai, einem belgischen Grenzorte, hatten wie das Vergnügen einer Durchsuchung und Besteuerung. Man verlangte Zoll für die Ponies und die Equipage des Generals, aber als ich ein Dokument vorzeigte, welches bewies, daß die französische Regierung dieselben zollfrei einzubringen gestattete, thaten sie dies auch. Beim Zollamte in Lille fand man es nöthig, die Ponies zu messen und zu beschreiben, um zu verhüten, daß wir bei der Rückkehr nach Frankreich Andere dafür unterschieben könnten. Während die schöne Equipage des Generals durch das Zollhaus fuhr, fragte der oberste Beamte, indem er den kleinen Kutscher und Livreebedienten betrachtete, ernstlich, ob der General in seinem Lande wirklich ein Prinz sei.

„Gewiß," antwortete Sherman mit großer Gravität, „er ist Prinz Charles der Erste vom Herzogthum Bridgeport und vom Königreich Connecticut."

Der Beamte machte eine tiefe Verbeugung und nahm es wie eine Bibelwahrheit hin.

Man kann oft tagelang durch die größeren Städte von Frankreich reisen, ohne um einen Paß gefragt zu werden, aber es geschieht nicht selten, daß man in einem unbedeutenden Dörfchen ganz unerwartet von einem Gensd'armen besucht wird, der um Erlaubniß bittet, das kostbare Dokument ansehen zu dürfen. So erging es mir eines Tages.

Ich genoß ruhig in einer hübschen kleinen Dorfschenke mein Mittagsmahl, als sich plötzlich die Thüre öffnete und ein vollständig gerüsteter Gensd'arm mit dichtem Schnurrbarte eintrat und meinen Paß forderte. Derselbe befand sich in meinem Koffer auf dem Dache der Diligence und ich sagte ihm dies, aber er bestand darauf, ihn zu sehen. Ich gab mir nicht die Mühe ihn herbeizuholen, sondern durchsuchte meine Taschen und da ich eine alte Versicherungs-Police fand, welche ich zufälliger Weise von Amerika mit herüber gebracht hatte, so zog ich sie hervor und überreichte sie dem Beamten mit dem Ausrufe: „O, da ist mein Paß!" Er betrachtete sie ziemlich scharf und machte ein sehr weises Gesicht, während er sie um und um wendete, aber es war lauter Spanisch für ihn, da er kein Wort Englisch lesen konnte. Nachdem er sie ein paar Minuten behalten hatte, gab er sie mir höflich mit einem „Très bien!" wieder zurück und entfernte sich.

Dieses Mittel ist jedoch nicht immer zuverlässig, da die meisten Gensd'armen den Stempel der pariser Polizei-Präfectur kennen, und da sich dieser Stempel nicht allemal auf einer alten amerikanischen Versicherungs-Police befindet, so dürfte der Versuch ohne einen anderen Paß in Frankreich zu reisen, vielleicht unerfreulich ausfallen. In meinen Falle hätte ich bei einer Entdeckung den Irrthum jedoch leicht berichtigen können.

So oft ich an einer französischen table d'hôte

speiste, (und ich that dies wegen der Güte und der großen Mannichfaltigkeit der Gerichte stets, wenn ich konnte), erwartete ich gewöhnlich ungefähr von sechs Gerichten zu essen, mit denen ich bekannt war, und von wenigstens sechzehn, von deren Zubereitung ich nicht den geringsten Begriff hatte. Wenn mich Jemand fragen würde, ob ich Schlangen, Eidechsen oder sonst Etwas gegessen habe, so dürfte ich es nicht wagen, mit Nein zu antworten, denn ich weiß nicht, was ich in Frankreich Alles genossen habe.

Während unseres Aufenthaltes in Brüssel versuchte Mrs. Stratton, die Mutter des Generals, einige Würste, welche sie für das Beste erklärte, was sie in Frankreich oder Belgien gegessen habe; sie habe, sagte sie, „in der That in diesem Lande Wenig gefunden, was zum Essen taugt, denn Alles sei so französirt und mit Sauce bedeckt, daß sie es nicht zu genießen wage, aber diese Würste hätten einen so natürlichen Geschmack, und sie habe noch nie, selbst nicht in Amerika, so gute gegessen.“ Sie schickte zu der Wirthin, um den Namen derselben zu erfahren, da sie beabsichtigte, einige mitzunehmen. Die Antwort lautete, daß sie Lyoner Würste hießen, und sofort ging Mrs. Stratton aus, um ein halbes Dutzend Pfunde davon zu kaufen. Bald darauf kam Mr. Sherman nach Hause und fragte, als er erfuhr, was sie in dem Pakete hatte. „Mrs. Stratton, wissen Sie, woraus die Lyoner Würste gemacht werden?“

„Nein,“ antwortete sie, „aber ich weiß, daß sie ausgezeichnet sind!“

„Nun,“ erwiderte Sherman, „sie mögen gut schmecken, aber sie werden aus Eseln gemacht!“ was wirklich begründet sein soll. Mrs. Stratton sagte, daß sie sich nicht so leicht für Narren halten lasse; sie wisse es besser, und werde bei den Würsten bleiben.

In diesem Augenblick trat Mr. Pinte, unser französischer Dolmetscher in's Zimmer. „Mr. Pinte,“ sagte Sherman, „Sie sind ein Franzose und verstehen sich auf Eßwaaren; bitte, sagen Sie mir, wovon werden die Lyoner Würste gemacht?“

„Aus Eselsfleisch,“ antwortete der harmlose Professor.

Mrs. Stratton ergriff das Paket, das Straßenfenster stand offen, und in weniger als einer Minute schleppte ein großer getigerter Hund die Lyoner Würste im Triumph davon.

Dergleichen geringfügige Vorfälle dienten im fremden Lande gelegentlich dazu, uns zu erheitern, aber ich fand auf dieser Reise in der Fremde oft mehr als Unterhaltung. Bei manchen Gelegenheiten fühlte ich mich völlig heimisch, besonders am 4. Juli 1844.

Als ich mich an diesem Tage in Grenelle, außerhalb der Barrieren von Paris befand, erinnerte ich mich, daß ich die Adresse eines ausgezeichneten Mechanikers, Monsieur Regnier, besaß, der in der Nähe wohnte. Da ich eine Anzahl solcher Instrumente, wie

er verfertigte, zu kaufen wünschte, so begab ich mich nach seiner Wohnung. Er empfing mich sehr höflich, und ich fand mich bald von diesem verständigen und gelehrten Manne lebhaft angezogen. Er war Mitglied vieler Gesellschaften, Ritter der Ehrenlegion u. s. w.

Während er mit dem Ausschreiben meiner Rechnung beschäftigt war, besichtigte ich flüchtig die verschiedenen Kupferstiche, Zeichnungen u. s. w., welche die Wände schmückten, wobei mein Blick auf ein bekanntes Portrait fiel. Ich war überzeugt, daß ich mich nicht täuschen könne, und als ich näher trat, zeigte es sich, daß es, wie ich vermuthet hatte, das gestochene Portrait Franklin's war. Es befand sich unter Glas und Rahmen, und auf der Außenseite des Glases waren dreizehn Sterne von Metall angebracht, welche einen Halbkreis um seinen Kopf bildeten.

„Ah!" rief ich aus, „ich sehe, Sie haben da das Portrait meines Landsmannes, Doktor Franklin!"

„Ja," antwortete Monsieur Regnier, „und er ist ein großer und vortrefflicher Mensch gewesen. Als er sich 98 in Paris befand, wurde er von Allen, die ihn kannten, geehrt und geachtet, und von Niemand mehr, als von dem gelehrten Theile unseres Volkes. Zu jener Zeit wurde Doktor Franklin von dem Präsidenten der Gesellschaft zur Aufmunterung eingeladen, sein Urtheil über die Verdienste der verschiedenen zur Prüfung vorgelegten Kunstwerke abzugeben, und er er-

kannte meinem Vater für ein künstliches Schloß eine goldene Preismedaille zu."

„Während sich mein Vater bei ihm in seinem Hotel befand, besuchte ein junger Quäker den Doktor. Er war Franklin völlig unbekannt, theilte ihm jedoch sofort mit, daß er in Geschäftsangelegenheiten nach Paris gekommen sei, unglücklicher Weise sein ganzes Geld verloren habe, und sechshundert Franken zu entleihen wünschte, um im Stande zu sein, zu seinen Eltern nach Philadelphia zurückzukehren. Franklin fragte nach dem Namen seiner Familie, und zählte, als er denselben vernommen hatte, augenblicklich das Geld auf, gab dem jungen Fremden einige gute Rathschläge und verabschiedete sich von ihm. Mein Vater war von der Großmuth Doktor Franklin's überrascht, und sagte ihm, sobald sich der Jüngling entfernt hatte, daß es ihn in Verwundrung setze, ihn mit seinem Gelde so freigebig gegen Fremde zu sehen, daß man in Paris nicht auf diese Art Geschäfte mache und, was er für sehr unvorsichtig hielt, war der Umstand, daß Franklin nicht einmal eine Quittung oder nur einen Federstrich von dem jungen Manne nehme. Franklin erwiderte ihm, daß es ihm stets als eine Pflicht und ein Vergnügen erscheine, seinen Mitmenschen zu helfen, und besonders in diesem Falle, da er die Eltern kenne, welche ehrliche und würdige Leute wären. Mein Vater," fuhr Monsieur Regnier fort, „selbst ein großmüthiger Mensch, war fast bis zu Thränen gerührt, und bat den Doktor,

ihm sein Portrait zu verehren. Dieser that es, und hier ist es noch. Mein Vater ist seit mehreren Jahren todt. Er hat mir das Portrait vermacht, und es giebt in Paris nicht Geld genug, um es mir abzukaufen."

Ich brauche nicht zu sagen, daß ich über diese Erzählung entzückt war. Ich machte Monsieur Regnier darauf aufmerksam, daß er eigentlich die Zahl der Sterne verdoppeln müßte, da wir jetzt (1844) sechsundzwanzig Staaten anstatt der ursprünglichen Anzahl von dreizehn besäßen.

„Dies ist mir bekannt," antwortete er, „aber ich will das von meinem Vater hinterlassene Werk nicht antasten. Es ist mir heilig, und" — setzte er hinzu, „ich vermuthe, daß Ihnen unbekannt ist, wozu wir diese Sterne benutzen?" Da ich ihm versicherte, daß ich es nicht wisse, so sagte er: „Diese Sterne sind aus Stahl gemacht, und es war bei meinem Vater stets Gebrauch, wie es auch stets der meinige sein wird, am Abend des Jahrestages der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, (den wir heute haben), unsre Familie und die Kinder um sich zu versammeln, das Zimmer zu verdunkeln, und diese Sterne, welche mit einander verbunden sind, vermittelst der Electricität zu erleuchten, so daß das Portrait durch Franklin's Lieblingswissenschaft, die Electricität, erhellt wird — die auf diese Art einen Heiligenschein um seinen Kopf bil-

det, und dem Namen eines Mannes Ehre erweis't, dessen Ruhm bis in die Ewigkeit verkündet werden sollte."

Im Verlaufe des Gesprächs fand ich, daß dieser gute, alte Mann mit der Geschichte von Amerika völlig vertraut war, und er sprach mit hohem Gefühl von dem, was er für den großen und ehrenvollen Beruf Amerika's hielt. Er bestand darauf, daß ich zum Abendessen dableiben und seine electrische Illumination mit ansehen solle. Brauche ich erst zu sagen, daß ich die Einladung annahm? Konnte sie ein Amerikaner ausschlagen?

Wir genossen ein reichliches Abendbrot, auf welches der gute alte Herr den Segen unsres himmlischen Vaters herabflehte, und nach dessen Beendigung er ein herzliches Dankgebet sprach. Um neun Uhr wurden die Kinder und die Familie Monsieur Regnier's und sein Schwiegersohn hereingerufen, das Zimmer verdunkelt, die elektrische Batterie geladen, und der Draht an einen der äußersten Sterne gebracht. Alle dreizehn glänzten augenblicklich wie Feuer, und es zeigte sich eine schöne Wirkung. Welche einfachere und doch schöne und geeignete Art hätte gewählt werden können, um das Andenken Franklin's zu ehren? Und welches sonderbare Zusammentreffen war es, daß ich, ein vollkommen Fremder, in Paris überhaupt einen so merkwürdigen Menschen, wie Monsieur Regnier, und noch dazu an diesem Tage der Tage, der Jahresfeier unsrer Unabhängigkeit antreffen mußte. Um zehn Uhr nahm

ich Abschied von dieser würdigen Familie, aber erst nachdem wir Alle bei einer ausgezeichneten Flasche Champagner den nachfolgenden, von Monsieur Regnier ausgebrachten Toast getrunken hatten:

„Washington, Franklin und Lafayette — Helden, Philosophen, Patrioten und Ehrenmänner. Ihre Namen sollen auf der Liste irdischen Ruhmes obenan stehen, wenn in späteren Jahrhunderten, unsre ganze Welt eine allgemeine Republik sein wird, und jeder Mensch unter dem Himmel die Wahrheit eingestehen muß, daß die Menschheit zur Selbstregierung fähig ist.“

Man wird es nicht überraschend finden, daß ich mich bei Monsieur Regnier heimisch fühlte. Der Tag und der Mensch vereinigten sich, um meinen Patriotismus aufzuregen und ihm zu schmeicheln, und Franklin's Gegenwart erhöhte meine Liebe zu meinem „Heimathslande.“

Die Gesellschaft zweier „lebendigen Amerikaner“ verminderte dies Gefühl nicht. Beide waren schöne Beispiele des Yankee-Charakters, und bewiesen die Macht der von Verstand, Genie und Redlichkeit unterstützten Beharrlichkeit. Ich spreche von dem berühmten Zahnarzte, Doktor C. S. Brewster, dessen glückliche Berufslaufbahn in Rußland und Frankreich wohl bekannt ist, und von Henry Sumner, Esq., dessen erfolgreiche Herausforderung der Artigkeit Nicolaus' nur in der hohen Stellung, welche er in den gesellschaft-

lichen und literarischen Kreisen von Paris einnimmt, ein Seitenstück findet. Diesen beiden Herren, so wie Mr. John Nimmo, einem Engländer, der für Galignani's Messenger beschäftigt war, Mr. Lorenzo Draper, dem amerikanischen Konsul, und Dion Bourcicault, Esq., war ich für ihre Aufmerksamkeit tief verpflichtet, und ich kann diesen Bericht über meine Reise in Europa hier nicht besser schließen, als durch die Erwähnung ihrer Namen. In London verdienen an dieser Stelle besonders zwei Männer meine wärmste Erkenntlichkeit für viele werthvolle Gefälligkeiten. Ich meine den Verleger Thomas Brettell, Esq., Haymarket und Mr. R. Fillingham jun., Fenchurchstreet. Auch Mr. G. P. Putnam, der damals in London Verleger war, bin ich für viele nützliche Belehrungen verpflichtet.

Man kann sich leicht denken, daß ich bei unsrer Ankunft in New-York, im Februar 1847, sofort den europäischen Ruf des Generals Tom Thumb benutzte. Er erschien sogleich im amerikanischen Museum, und zog vier Wochen lang einen solchen Andrang von Besuchern an, wie er noch nie zuvor dort gesehen worden war. Dann verbrachte er einen Monat bei seinen Verwandten in Bridgeport. Um zu verhüten, daß er von Neugierigen belästigt werde, die sich gewiß zu den Häusern seiner Angehörigen drängen würden, gab er zwei Tage lang Vorstellungen in Bridgeport. Die sich auf mehrere Hundert Dollars belau-

fenden Einnahmen wurden der dortigen wohlthätigen Gesellschaft geschenkt. Die Bridgeporter waren sehr erfreut, ihren alten Freund, „den kleinen Charlie," wieder zu sehen. Als sie ihn ein Paar Jahre vorher hatten auf den Straßen spielen sehen, glaubten sie wohl kaum, daß er bestimmt sei, unter den gekrönten Häuptern der alten Welt ein solches Aufsehen zu erregen, und jetzt, wo er mit seinem europäischen Rufe zurückkehrte, war er für seine früheren Bekannten natürlicher Weise eine ebenso große Merkwürdigkeit, wie für das Publikum im Allgemeinen. Seine Bridgeporter Freunde fanden, daß er in den vier und einem halben Jahre seiner Abwesenheit an Größe nicht zugenommen hatte, aber sie entdeckten, daß er klug und witzig und reich an „fremden Sitten und natürlicher Grazie," geworden war, kurz, daß er dem kleinen schüchternen Dorfjungen, den sie früher gekannt hatten, ganz unähnlich geworden sei.

„So lange Charlie unter uns lebte, hielten wir ihn für kein großes Licht," sagte einer der ersten Bürger des Ortes, „aber jetzt, wo er „barnumisirt" worden ist, ist er eine außerordentliche Merkwürdigkeit."

„Wie alt sind Sie, General?" fragte Einer seiner Bekannten.

„Nach Mr. Barnum's Rechnung bin ich funfzehn Jahre alt," sagte der General, denn er wußte, daß es dem Frager recht gut bekannt sei, daß sein wahres Alter erst neun Jahre war.

Zu meinem Erstaunen fand ich, daß ich während meiner Abwesenheit ebenfalls eine Merkwürdigkeit geworden war. Wenn ich mich im Museum sehen ließ, oder wo ich sonst bekannt war, sah ich Augen auf mich schauen und Finger auf mich zeigen und konnte oft die Bemerkung hören: „Dort ist Barnum.“ „Das ist der alte Barnum,“ u. s. w. Nebenbei gesagt, kann ich nicht begreifen, woher es kommt, daß mich die meisten Leute, die ich nicht kenne und Viele, mit welchen ich bekannt bin, durchaus den „alten Barnum“ nennen. Ich bin jetzt vierundvierzig Jahre alt und man hat mich schon seit zehn Jahren „den alten Barnum“ genannt.

Eines Tages bald nach meiner Rückkunft vom Auslande saß ich im Billet-Büreau und las eine Zeitung. Es kam ein Mann und kaufte ein Eintrittsbillet. „Ist Barnum im Museum?“ fragte er.

Der Billetverkäufer deutete auf mich und antwortete: „Das ist Mr. Barnum.“

Da ich vermuthete, daß der Mann Geschäfte mit mir habe, so blickte ich von der Zeitung auf.

„Ist dies Mr. Barnum?“ fragte er.

„Ja wohl!“ antwortete ich.

Er stierte mich einen Augenblick an, dann warf er sein Billet hin und rief: „Schon recht; ich habe genug für mein Geld!“ und ging fort, ohne in das Museum einzutreten.

Ich hätte schon früher sagen sollen, daß, nach-

dem mein Uebereinkommen mit dem General Tom Thumb auf Gehalt am 1. Januar 1845 abgelaufen war, wir einen neuen Contrakt abschlossen, nach welchem wir gleichberechtigte Theilhaber sein sollten — so daß der General (oder sein Vater an seiner Statt) eine Hälfte des Gewinnes nahm, und ich die andere. Wir kamen jedoch über einen Vorbehalt überein, wonach er während der ersten vier Wochen nach unserer Ankunft in New-York in meinem Museum für zweihundert Dollars Vorstellungen geben sollte.

Als wir nach Amerika zurückkehrten, hatte sich Mr. Stratton, der Vater des Generals, ein hübsches Vermögen erworben, und nachdem er dem kleinen General eine beträchtliche Summe gesichert hatte, gab er den Ueberschuß gegen Verschreibung und Hypothek auf Zinsen, mit Ausnahme von dreißigtausend Dollars, wofür er an der Stadtgrenze von Bridgeport Land ankaufte und dort ein großes, solides Haus erbaute, in welchem er jetzt lebt und in welchem sich seine beiden Töchter, die Eine im Jahre 1850, die Andere im Jahre 1853, verheirathet haben. Sein einziger Sohn neben dem General ist drei Jahre alt. Die ganze Familie, mit Ausnahme des kleinen „Charlie", hat die gewöhnliche Größe.

Nachdem der General einen Monat mit Besuchen bei seinen Freunden zugebracht hatte, wurde beschlossen, daß er mit seinen Eltern die Vereinigten Staaten bereisen solle. Ich willigte ein, sie ein Jahr lang

zu begleiten, wobei der Gewinn wie in England getheilt wurde. Wir verfügten uns nach Washington, wo der General im April 1847 seine Levers hielt, und den Präsidenten Polk und seine Gemahlin im weißen Hause besuchte, — von dort nach Richmond, von wo wir nach Baltimore und Philadelphia zurückkehrten. Unsere Einnahmen in Philadelphia beliefen sich für zwölf Tage auf fünftausendfünfhundertvierundneunzig Dollars einundneunzig Cents. Die Reise des ganzen Jahres gewährte ungefähr dieselbe Durchschnittssumme. Unsere Kosten betrugen fünfundzwanzig bis dreißig Dollars täglich. Von Philadelphia gingen wir nach Boston, Lowell und Providence. In letzterer Stadt betrug unsere Einnahme an einem Tage neunhundertsechsundsiebzig Dollars siebenundneunzig Cents. Dann besuchten wir New-Bedford, Fall-River, Salem, Worcester, Springfield, Albany, Troy, den Niagarafall, Buffalo und die dazwischen liegenden Orte, und bei der Rückkehr nach New-York hielten wir in den hauptsächlichsten Städten am Hudson an. Hierauf gingen wir nach New-Haven, Hartford, Portland und Maine und den dazwischen liegenden Städten.

Im November 1847 reis'ten wir nach Havanna ab, indem wir das Dampfboot von New-York nach Charleston benutzten, wo der General, so wie in Columbia, Augusta, Savannah, Milledgeville, Macon, Columbus, Montgomery, Mobile und New-Orleans,

Vorstellungen gab. In letzterer Stadt blieben wir drei Wochen, in welche das Weihnachts- und Neujahrsfest fielen. Wir kamen auf dem Schooner Adams Gray im Januar 1848 in Havanna an und wurden dem General-Capitain und der spanischen Aristokratie vorgestellt. Wir verweilten einen Monat in Havanna und Matanzas, wo der General ein sehr großer Liebling wurde und oft für seinen Autographen eine Dublone erhielt. In Havanna war er der besondere Günstling des Grafen Santovania. In Matanzas hatten wir der Güte eines fürstlichen amerikanischen Kaufmannes, Mr. Brinckerhoff, Vieles zu verdanken. Der amerikanische Patriot J. S. Thrasher, Esq., war uns gleichfalls von großem Nutzen und verpflichtete mich tief.

Die Gasthöfe in Havanna sind nicht gut. Ein Amerikaner, der an nahrhafte Kost gewöhnt ist, findet es schwer, genug zu bekommen. Wir wohnten im Washington Hause, welches damals unübertrefflich schlecht war. Es war schmutzig und wurde von einer meistens betrunkenen Frau gehalten. Dort wohnten mehrere Amerikaner, die echte Leckermäuler waren. Als eines Tages Einer derselben auf einem Schiffe von New-Orleans einen lebendigen Truthahn erblickte, kaufte er denselben und machte der Wirthin ein Geschenk damit. Es war ein kleines Thier, und als man ihn tranchirt hatte, gab es nicht genug, um ringsum zu reichen. Zufälliger Weise saß ein Ame-

rikaner, (ein großer sechsfußhoher, starker Esser), der auf einer Zuckerpflanzung bei Havanna wohnte, neben dem Vorschneider, und da er einen amerikanischen Truthahn in solcher Nähe sah und empfand, daß dies ein seltnes Gericht in dieser Breite sei, so langte er fortwährend zu, so daß er ungefähr die Hälfte des Vogels verzehrt hatte, als das Tranchiren vollendet war. Unglücklicher Weise saß Derjenige, der ihn gekauft hatte, am äußersten Ende des Tisches und erhielt keinen Bissen von dem ersehnten Gericht. Er war entrüstet, besonders gegen das unschuldige Leckermaul von der Zuckerpflanzung, das natürlicher Weise von der Geschichte des Truthahnes nichts wußte. Als man vom Tische aufstand, schmatzte der Pflanzer mit den Lippen, klopfte sich auf den Bauch und bemerkte: „Das war ein herrlicher Truthahn. Ich habe seit zwei Jahren keinen gekostet. Ich esse sie sehr gern, und wenn ich auf meine Pflanzung zurückkomme, werde ich anfangen, Truthühner aufzubringen."

„Wenn Sie nicht einen aufbringen, ehe Sie die Stadt verlassen, so werden Sie ein todter Mann sein!" erwiederte der getäuschte Geflügel-Käufer.

Unter den Passagieren des Schiffes, welches uns von Havanna nach New-Orleans brachte, befand sich ein Yankee, der eine große Menge spanischen Tabak für den amerikanischen Markt hatte. Von ihm erfuhr ich, daß dieser Tabak in Connecticut erbaut und über Havanna nach New-Orleans verladen worden war.

Natürlicher Weise glaubten die Käufer in New-Orleans, die ihn aus einem Paketschiffe von Havanna erhielten, daß sie Cubatabak kauften und ließen sich nicht träumen, daß er im Staate der hölzernen Muscatnüsse erbaut war. Wahrlich, das alte Sprichwort hat Recht: „Es wird in jedem Geschäft betrogen, nur bei dem unsrigen nicht.“

Von New-Orleans begaben wir uns nach St. Louis, in dem wir die vorzüglichsten Städte am Missisippi besuchten und kehrten über Louisville, Cincinnati und Pittsburgh zurück. Letztere Stadt erreichten wir zeitig im März 1848. Hier kam ich mit Mr. Stratton überein, daß ich nach Hause gehen und fernerhin nicht mehr mit dem kleinen General reisen würde. Ich hatte fähige Agenten, die ihn ohne meine persönliche Hilfe sehen lassen konnten und ich zog es vor, lieber einen großen Theil des Gewinnes zu opfern, als noch länger ein umherziehender Schausteller zu sein.

Ich erreichte meine Wohnung in Bridgeport in der letzten Hälfte des Mai und hatte das Vergnügen, meine Familie und meine Freunde gesund zu finden. Ich war jetzt dreizehn Jahre lang den größten Theil der Zeit fern von zu Hause umhergeschweift und ich kann die dankbaren Empfindungen nicht beschreiben, unter welchen ich bedachte, daß ich, nachdem es mir durch die mühsamste Thätigkeit und mit Entbehrungen gelungen war, ein hinlängliches Vermögen zu erwer-

ben, fortan meine Tage im Schooße meiner Familie verbringen würde. Ich war fest entschlossen, daß mich keine pekuniäre Versuchung verleiten sollte, mich wieder den Genüssen zu entreißen, die man nur im heimathlichen Kreise finden kann.

Die Jahre 1848 und 1849 verbrachte ich hauptsächlich mit meiner Familie. Ein Theil meiner Zeit und Aufmerksamkeit wurde jedoch durch die Aufsicht über mein Museam und dadurch in Anspruch genommen, daß ich in Philadelphia ein neues Museum eröffnete, worüber sich das Nähere in einem anderen Theile dieses Werkes findet.

Ende des dritten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.

den, welche meine Tage im Schoosse meiner Familie verbringen [illegible] daß mich [illegible] Vorsehung bestimmt hatte, mich wieder den Genüssen zu entreißen, die man nur im heimathlichen Kreise finden kann.

Die Jahre 1848 und 1849 verbrachte ich hauptsächlich mit meiner Familie. Ein Theil meiner Zeit und [illegible] wurde jedoch durch die Aufsicht über mein Museum und dadurch in Anspruch genommen, daß ich in [illegible] ein neues Museum eröffnete, worüber sich das Nähere in einem anderen Theile dieses Werkes findet.

Ende des dritten Bandes.

Im gleichen Verlage ist erschienen:

Philipp Rollo
oder
die schottischen Musketiere.
Von
James Grant,
Verfasser von „Der Roman des Krieges", Jane Seton" 2c.
Aus dem Englischen von W. E. Drugulin.
4 Bände. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Das Graue Haus
oder
die Wilddiebe.
Nach
Elie Berthet's:
Le garde-chasse.
Deutsch von Dr. F. Gries.
2 Bände. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Der Laternenwärter.
Aus dem Englischen übersetzt
von
W. E. Drugulin.
4 Bände. 2 Thaler.

Dieses Werk, englisch: **The lamplighter,** hat bei seinem Erscheinen in Amerika ein sehr ungewöhnliches Aufsehen erregt. Es sollen davon binnen 3 Wochen 40,000 Exemplare verkauft worden sein. Es verdient dies aber auch in hohem Grade; denn es ist ein so schönes Sittengemälde, daß man es mit Recht einen „Tugendspiegel" nennen könnte, der nicht nur unbedenklich in die Hände jedes jungen Mädchens gegeben werden kann, sondern von Niemand ungelesen bleiben sollte. Es schließt sich hinsichtlich seiner Tendenz ganz den Romanen von E. Wetherell: „weite, weite Welt" und „Queechy" an.